Im Bruch.

Im Bruch

Eine Biographie

von

Heinrich Krzyzanowski

Berlin und Stuttgart
Verlag von W. Spemann
1885

Hoffmann'sche Buchdruckerei in Stuttgart.

1.

Gabriel Engel war ein Sonntagskind und obendrein zur glücklichsten Stunde geboren, worüber Vater und Mutter und alle, welche ihnen nahestanden, große Freude hatten. „Was gilt es," sagte jener, indem er den schlafenden Säugling wohlgefällig betrachtete, „der wird seiner Zeit die große Glocke gießen, die der Pfarrer so gerne haben möchte, und ich weiß nicht was noch." Die Mutter lächelte und sprach: „Wir wollen es abwarten; aber soll der Kleine wirklich Gabriel heißen?" „Versteht sich," antwortete der Vater. „Was sollte denn der Michael ohne einen Gabriel machen? Engel Michael und Engel Gabriel, die gehören zusammen und werden sich hoffentlich auch vertragen, wie ihre himmlischen Gevattersleute." So stand es denn fest, was

für einen Namen der Neugeborne führen sollte, und niemand, nicht einmal der Kaplan, welcher die Taufe vornahm, hatte etwas dagegen einzuwenden.

Das Kind war vierzehn Tage alt, da es getauft wurde, und der Gevatterschmauß wurde lustig, ja verschwenderisch begangen. Der kleine Gabriel allein zeigte ein ruhiges, sogar ernstes Wesen und lachte nur, wenn er schlief; von Schreien und Weinen war bei ihm kaum die Rede. „Nimm dir ein Beispiel an deinem Bruder,“ sagte Vater Engel zu seinem Erstgebornen, Michael, der nun bald drei Jahre alt war und heute einen besonders unartigen Tag hatte. Er wollte von allem genießen, was da aufgetragen wurde, aß unmäßig und weinte, wenn man ihm irgend etwas nicht gab. Die Mahnung fruchtete indessen nicht und Meister Engel, der bei seiner biblischen Weisheit auch den Spruch Salomonis stets im Gedächtnisse hatte: „Ein Vater, der die Rute schont, verdirbt seinen Sohn,“ ließ sich die Gelegenheit Michael vor dem Verderben zu behüten nicht entgehen, führte ihn in eine Kammer und gab ihm daselbst ein saftiges Birkenreis zu kosten, da er von allem etwas schmecken wolle.

Es ist begreiflich, daß Michael von der Ausführung der Satzung des alten Judenkönigs nicht erbaut war. Er schrie und klagte jämmerlich und war durchaus nicht zu bewegen in die Gaststube zurückzukehren, so beschämt fühlte er sich. Die alte Kindsmagd nahm sich seiner an und beruhigte ihn allmählich, bis er endlich einschlief. Die Gäste scherzten ihrerseits über den Handel, welcher sich zwischen den beiden Erzengeln erhoben hatte. So nannten sie die beiden Kinder, und Vater Engel, welcher, wie man vielleicht schon erraten hat, ein Gelbgießer war, bezeigte sich mit diesem Uebernamen zufrieden und meinte, Gott Vater werde, wenn sich etwa eine Uneinigkeit unter denselben ergeben sollte, allemal Ruhe zu machen wissen. Unter Gott Vater verstand er aber das Birkenreis.

Der Tauftag war vergangen und viele andre Tage auch. Der kleine Gabriel schwatzte bereits, war ein liebes Kind und so heiter und zufrieden, daß in der ganzen Stadt die Rede davon umlief. Wenn Leute zu Besuche kamen und die beiden Brüder miteinander verglichen, so geschah es nicht selten, daß der jüngere auf Kosten des älteren gelobt wurde. Man rühmte sein freundliches,

stilles Betragen und tadelte Michael, welcher, obgleich gut geartet, dennoch wild und störrisch erschien, wenn man ihn neben Gabriel stellte. „Ja, ja!“ sagten die Leute dann gewöhnlich. „Der Kleine ist eben ein Sonntagskind!“ Oft genug wurde bei solchem Anlasse auch jenes Tauftages erwähnt, und wie es Michael damals nach den Worten Salomonis ergangen sei, was in demselben frühzeitig eine Abneigung zwar nicht gegen seinen Bruder, aber gegen den weisen Hebräer wachrief, welchen er gleich einem Popanz verabscheute. — Schlimmer als dieses bibelwidrige Gefühl war es freilich, daß die Leute überhaupt verglichen und maßen, denn allmählich erwuchs daraus die Gewohnheit, den sonn- und den werktägigen Erzengel eher als ein Paar natürlicher Gegner denn als ein Paar natürlich Verbündeter anzusehen, eine Gewohnheit, von der nicht einmal die Eltern Engel ganz frei blieben, und deren üble Früchte mit der Zeit schon reifen sollten.

Wiederum waren einige Jahre verstrichen. Michael besuchte seit langem die Schule und machte leidliche Fortschritte. Nun wurde auch Gabriel als Schüler eingeschrieben. Er bekam einen ledernen Ranzen, eine Schiefertafel mit

einem Schwamme daran, etliche Stifte und eine Fibel. Die Schule war ein, wie es ihm vorkam, großes und ohne Frage dunkles Haus mit hölzernen Treppen und Gangböden, in dessen obere Stockwerke er für sein Leben gern hinangestiegen wäre. Leider blieb es bei dem Wunsche, denn die älteren Schüler, deren Klassenzimmer droben lagen, hielten strenge darauf, daß niemand außer ihnen diese stolzeren Räume betrat, und Michael wußte so seltsame und geheimnisvolle Dinge zu berichten, welche dem Uneingeweihten daselbst bevorstehen sollten, daß den kleinen Gabriel die Lust nach solcher Erfahrung auf Nimmerwiederkehr verließ. Um so lieber hörte er es, wenn seines Bruders Mitschüler, welche von ihrem Lehrer in der Regel einige Minuten früher als die Anfänger von dem ihrigen entlassen wurden, mit großem Geräusch die Treppe herunterpolterten. Das war gleichsam das laute Geheimnis.

Einmal, es war tief im Winter, trabte Gabriel den Ranzen in der Hand lustig heimwärts. Es stöberte, daß man nicht zehn Schritte weit sah, dazu war es ruhiger als sonst, denn die Schneedecke dämpfte das Geräusch der Tritte. Er

hatte den Kopf zwischen die Schultern hineingezogen und schaute, während er weiter lief, eigentlich nur auf seine rote Nase. Darüber war er in allerlei sehr unbestimmte Gedanken verfallen, welche er wohl auch glücklich nach Hause gebracht hätte, wäre er nicht durch ein plötzliches, ebenso unerwartetes als seltsames Begebnis daran gehindert worden. Er stand nämlich auf einmal unter einer Schaar von Knaben, welche mit großem Interesse einer Balgerei zusahen, die sich in dem von ihnen umschlossenen Kreise abspielte. Und o Wunder! Er traute seinen Augen kaum — die Helden dieses Spektakels waren sein Bruder Michael und ein ihm wohlbekannter Judenknabe, namens Salomon Lämmerchen. Michael hatte seinen Gegner schon mehrmals in den tiefen Schnee getaucht. Dieser suchte zu entwischen, aber die Zuschauer hinderten ihn jedesmal, so daß ihm nichts übrig blieb, als zu dulden, was ihm der andre anthun mochte. Der schien sich denn endlich müde gearbeitet zu haben; er hob seine Schultasche auf, welche er, um ungehemmt zu sein, in den Schnee gelegt hatte, und Lämmerchen sprang unter dem Gelächter aller davon.

Gabriel hätte den Bruder gern um die Ver-

anlassung zu diesem Ringen gefragt. Michael jedoch kümmerte sich nicht um ihn, sondern ging mit einigen seiner Mitschüler eifrig redend und gestikulierend davon. Auch daheim sagte er nichts Rechtes, und da Gabriel nicht erwarten durfte, von den andern Zuschauern, welche sämtlich mit Michael auf einer und derselben Rangstufe standen, irgend einen Aufschluß über den Vorgang zu erhalten, so beschied er sich zu schweigen und zu warten. In der That erfolgte die Aufklärung bald. Der Vater wurde zu dem Lehrer berufen, welcher ihm mitteilte, wie der Kaufmann Lämmerchen dagewesen sei, um über Michael als einen Raufer und Schläger Klage zu führen. Der Lehrer berichtete, was er wußte, und fügte noch hinzu, daß Michael in der Schule jüngst kein Wort von seiner Lektion gekonnt habe. Der alte Engel kam mit einem bösen Gesichte nach Hause, rief Michael vor, setzte ihn von der gegen ihn erhobenen Beschwerde in Kenntnis und forderte, er solle sich rechtfertigen. Der Beschuldigte schwieg lange, als aber Gott Vater aus nächster Nähe drohte, wurde er nachgiebig und begann zu beichten. Nun klärte sich der Zusammenhang in einer allerdings so wunderlichen Weise auf, daß

der Richter und Rächer Mühe hatte, den seinem Amte geziemenden Ernst zu bewahren.

Michael war von dem Lehrer über die Herrlichkeit und Weisheit des Königs Salomo befragt worden, hatte jedoch, da es ihm widerstand, demselben Lob und Ehre zu erweisen, kein Wort gesprochen, ob er gleich der Aufgabe gewachsen war, wie es sich jetzt zeigte, da er vor dem Vater alles, wie es sich gehörte, aufsagte. Er war von dem Lehrer getadelt und in die Bank geschickt worden. Lämmerchen wurde aufgerufen, wußte trefflich zu antworten und ging mit Lob bedeckt wieder an seinen Platz zurück. Nun hatte Michael gegen das junge Lämmerchen von jeher und insbesondere, seit ihm dessen Vorname bekannt geworden, eine gewisse Feindseligkeit gehegt. So schaute er ihn denn nach dieser Niederlage mit einem grimmigen Blicke an. Lämmerchen blickte mit Schadenfreude, und das konnte Michael nicht verwinden. Als die Schule zu Ende war, ging er von einer Schar Knaben begleitet dem frohen Lämmerchen nach. Zeit und Ort waren günstig und bald hatte der Hasser Salomonis den Flüchtling gestellt. Er fragte ihn heftig, warum er ihn so spöttisch angeschaut habe. „Laß mich,“ sagte

Lämmerchen, „du kannst nichts!" Auf diese Worte hin entbrannte der Zorn Michaels lichterloh. Er packte den Spötter, warf ihn nieder, ließ ihn aufstehen, warf ihn abermals nieder, und so fort, wie bereits bekannt ist.

Vater Engel ließ diesmal Gott Vater hinter dem Spiegel stecken. Er begnügte sich mit einem strengen Verweise und der Drohung, mit Schlägen nicht sparsam zu sein, falls Michael noch einmal bei einer Halsstarrigkeit oder Balgerei betroffen würde. Dieser war froh, so leichten Kaufs davonzukommen, und versprach alles, was der Vater nur verlangte. In der That hörte man das ganze Jahr keine Klage, daß er Lämmerchen oder sonst ein Wesen angefallen habe. Dafür aber ließ er an Fleiß sichtlich nach. War er früher immer unter den Prämiierten gewesen, so sanken seine Leistungen jetzt unter das Mittelmaß. Dagegen stieg Lämmerchen ebenso rasch als Michael sank, und unter den Mitschülern war es daher eine ausgemachte Sache, daß die beiden einander hassen müßten.

Gabriel vernahm von diesen Dingen nur den Tadel, welcher daheim immer wieder über den Bruder ausgesprochen wurde. Als das Schul-

jahr zu Ende war, brachte der jüngere ein weit besseres Zeugnis nach Hause als der ältere. Das gab nun abermals zu Vergleich und Schelte Anlaß. Michael aber schien sich darüber nicht zu grämen. Er wußte, daß er selbst die Schuld an seinen geringen Fortschritten trug, und war dem Bruder, der es besser machte, durchaus nicht gram. Sie liebten einander brüderlich.

Sonst ist aus der Zeit der Schuljahre nichts zu berichten. Als Gabriel nach Ablauf derselben, wie es vorher bestimmt war, als Lehrling in die Gießerei seines Vaters eintrat, arbeitete Michael daselbst schon lange und zu voller Zufriedenheit. Gabriel, der bis nun den Wünschen und Erwartungen des Vaters besser entsprochen hatte als jener, wurde mit großen Hoffnungen aufgenommen. Es zeigte sich indessen bald, daß er weder Neigung noch Geschick zu dem Gewerke mitbrachte. Er wäre gern Schlosser geworden, was der alte Engel, wenn auch erst nach langem Widerstreben, denn die große Glocke lag ihm noch immer im Kopfe, endlich zugab.

Gabriel war ein hübscher Junge. An Blondheit des Haares und Bläue der Augen dem Bruder gleichend, auch an Größe und Wuchs diesem

nach Verhältnis der Jahre ähnlich, sah er im ganzen milder und stiller aus. Seine Stirn war weiß und über seine Schläfen war das blaue Adernetz deutlich sichtbar ausgebreitet. Volle Lippen, ein rundliches Kinn, eine gerade Nase waren, wie die Leute sagten, ebensoviele Schönheiten, und was seine Haltung betraf, so war sie aufrecht und frei. Michaels Züge, sein Gang, seine Gebärden waren entschiedener, kecker, sein Haar war etwas gekraust, während das Gabriels eher gelockt zu nennen war.

Gabriel hatte große Freude an seinem neuen Handwerke und kam gar oft, wenn er einen Gang zu machen hatte, zu einem kurzen Besuche in des Vaters Werkstatt, sich da in seiner Rüstung zu zeigen. Da stand er denn mit Schurz und Schlüsselbund, die Hemdärmel zurückgestreift, von Ruß und Kohlenstaub geschwärzt und sah dem gleichfalls rußigen Bruder und Vater eine Weile bei der Arbeit zu. „Saubere Engel das!“ sagte dieser manchmal, „aber Gabriel ist der schwärzeste, und das ist der Lohn für den Abfall.“

Die beiden Brüder hatten den Namen der Erzengel, welcher ihnen schon an Gabriels Tauf-

tage war beigelegt worden, behalten, ihre Berufsarten sicherten ihnen denselben nun vollends. Jedermann, mochte er sie auch nicht persönlich kennen, kannte und nannte sie doch so, und sie waren dieses Wortes, gegen welches sie sich anfänglich und namentlich in der Schule heftig gesträubt hatten, allmählich gewöhnt geworden und dachten sich nichts mehr dabei.

Ohne viele Wünsche und Nöte verflossen so einige Jahre. Da widerfuhr dem jungen Schlosser etwas sehr Trauriges. Ein Funke, der ihm aus der Esse in das rechte Auge sprühte, bewirkte die heftigsten Schmerzen und endlich die völlige Blendung desselben. Er war ein Krüppel und das gerade in den Jahren, da sich die Blüte des Lebens zu öffnen beginnt, auf daß Schönheit und Liebe in den tiefen, reinen Kelch strömen mögen, der bis dahin ohne Inhalt war.

Gabriel fühlte sich von aller Freude verlassen. Mit der Helle und Ruhe des Sonntags, welcher bis jetzt in seinem Dasein gewaltet hatte, war es vorbei; ein schwarzer Schatten schien ihm von seinem Angesichte auszugehen und seine und aller andern Lust zu trüben, wohin immer er komme. Er wurde scheu und vermied es, sich unter die

Menschen zu mischen, den Mädchen gar ging er von weitem aus dem Wege.

Michael war hierin sein Widerspiel. Jugend und Gestalt, Gesundheit und Leidenschaft förderten und trugen, Frauengunst lockte ihn. Er war überall, wo es Tanz und Feste gab, und wenn ihn das zurückgezogene Wesen des Bruders manchmal bedenklich machte, so war er doch allemal bald darüber hinweg. Dann und wann suchte er ihn wohl auch zu bereden mitzuthun, indessen ohne Erfolg.

Zeit und Gewohnheit allein trösteten unsern Gabriel, zwar nicht in der Weise, daß er seines Gebrechens vergessen und ähnlich dem Bruder seiner Jugend hätte genießen können, aber doch so, daß er die Entsagung, welche er sich gleich einer Pflicht auferlegt hatte, ohne Begehren nach einer Veränderung übte. Sein Leben floß heimlich und geräuschlos, aber nicht ohne eine gewisse innerliche Fülle dahin, wie denn bei gutgearteten Menschen ein äußerer Verlust häufig die Veranlassung zur Mehrung oder Steigerung des geistigen Besitzes wird.

Er stand nun im dreiundzwanzigsten Lebensjahre und wußte von demjenigen, was man ge-

meinhin die Welt nennt, nicht viel mehr, als ein halbes Jahrzehnt früher. Was er etwa zugelernt hatte, war übrigens nicht von der besten Sorte. Die Alltäglichkeiten des unumgänglichen Verkehres beiseite gesetzt, hatte er von menschlichen Gedanken, Bestrebungen, Leidenschaften nichts kennen gelernt, als was in einer gewissen Klasse von Büchern, und zwar wiederum nicht der besten, darüber berichtet wurde. Das war aber so gekommen. Seine Mutter hatte von jeher viel gelesen. Aufregende, durch eine wunderliche Verwickelung wunderlicher Thatsachen spannende Geschichten, mochten dieselben zu einem Teile auf die Wirklichkeit zurückgehen oder ganz erfunden sein, waren ihr besonders lieb. Gabriel nun hatte schon früh an ihren Lesestunden teilgenommen, und als seit einigen Jahren sich auch der Vater an denselben beteiligte, so wurden sie zu einem förmlichen Familienbrauche, von dem sich nur Michael ausschloß, welcher anderweitig, sei es nun bei Frauen und Mädchen oder bei lustigen Gesellen, einen mehr als genügenden Ersatz jenes phantastischen Vergnügens fand.

Gehörte also Gabriel gewissermaßen zu den Alten, so war es doch gewiß, daß er beim Lesen

anders als sie empfand. Diese ergötzten sich an den mannigfachen Abenteuern, er spielte darin seine Rolle; und wenn es den beiden bejahrten Leuten selten oder nie widerfahren mochte, daß ihr Wohlgefallen an Helden und Heldinnen sich über diejenige Art von Teilnahme erhob, welche man Interesse zu nennen pflegt, so verfiel Gabriel nur zu oft in wahrhaft leidenschaftliche Neigungen zu phantastischen Romangestalten. Seine Einbildungskraft war beständig aufgeregt, aber ein Bild verdrängte das andre, und keines derselben vermochte sein Dasein länger zu fristen, als die Nachwirkung des Romans dauerte.

Einmal, an einem schönen Sonntage, ging ihn Michael wieder um seine Begleitung an. Es war im Hochsommer, um die Zeit der Ernte, aber noch vor derselben. Der Turnverein, welchem Michael angehörte, hatte in einem Wirtshausgarten der Stadt ein Fest mit Gesang, Tanz, bengalischen Flammen, Lampions und andern Freudenmitteln vorbereitet, zu welchem alles, was konnte, zusammenströmte. Diesmal gab Gabriel nach, zum ersten und letzten, wie er dem Bruder versicherte. Er solle sich beiläufig um fünf Uhr nachmittags bereit halten, sagte dieser.

Nicht ohne ein banges Vorgefühl legte Gabriel eine Stunde vor der festgesetzten Zeit sein bestes Gewand an, ein feierliches Schwarz. Er würde wohl auch einen Cylinderhut als höchsten Zierat aufgesetzt haben, wenn ihm Michael, der in einem leichten Turnanzuge stak, nicht davon abgeraten hätte. So begnügte er sich mit einem weniger ansehnlichen Kopfputze, einem schmalkrempigen, harten Filze mit nichts als einem ganz kleinen blauen Federchen geziert, das er einmal im Walde aufgelesen, wo es ein Häher verloren haben mochte.

Als sie in dem festlichen Garten anlangten, hielt es bereits schwer, einen Platz zu gewinnen, so groß war die Menge der Gäste. Gabriel blieb zaghaft bei den ersten Tischen stehen, Michael hingegen sagte, er wolle sogleich Rat schaffen, eilte davon und kam bald mit der Nachricht wieder, daß sie versorgt seien. Wenige Minuten später saßen sie auch schon an einem Tische und noch dazu in der harmlosesten Gesellschaft, die sich Gabriel nur wünschen konnte. Zwei ältliche Ehepaare, beide mit dem Hause Engel soweit bekannt, daß die für Gabriel etwas schwierige Einleitung einer Bekanntschaft wegfiel, hatten sie bei sich aufgenommen.

Merkwürdigerweise fiel es ihm nicht ein, daß diese zwei Paare auch Kinder, ja sogar Töchter hatten, was er allerdings vom Hörensagen wußte. So wurde ihm wenigstens die Bänglichkeit einer unsicheren Erwartung erspart, wenn er gleich vor dem, was da kommen sollte, nicht behütet war.

Gabriel hatte gerade, dem Beispiele der männlichen Tischgenossen folgend, den Hut vom Kopfe genommen und betrachtete, weil er für den Augenblick nichts besseres zu thun wußte, dessen schönes, rotes Seidenfutter, worauf mit goldenen Lettern gedruckt die Worte „Pariser Fabrikat" zu lesen waren, als er hinter und neben sich einen, wie es ihn deuchte, ganzen Chorus jugendlicher Frauenstimmen vernahm. Beinahe erschrocken fuhr er auf und sah zwar keine Schar, immerhin jedoch nicht weniger als drei Mädchen, die er insgesamt von weitem kannte, nun aber offenbar auch aus nächster Nähe kennen lernen sollte, denn sie brauchten nichts als Stühle, um seine Tischnachbarinnen zu werden. Michael gab ihm einen Wink, aufzustehen und seinen Platz abzutreten. Gabriel schämte sich, daß ihm das erst geboten werden mußte, leistete jedoch ungesäumt Folge und hatte in der That die Genugthuung, daß eines der drei Fräulein, das

schönste, wie es ihm schien, seine Gefälligkeit mit Dank und ohne Zögern annahm.

Die neue Sitzordnung, offenbar durch Zufall gebildet, hatte ihn eigentlich in einer traurigen Weise isoliert. Von seinem Bruder, der ihm doch immer noch eine Art Halt gewährt hatte, getrennt, war er zwischen die beiden ältlichen Paare verpflanzt worden, wo er nun, eine Matrone zur Linken, einen grauhaarigen Glasermeister zur Rechten, in der That florierte, d. h. ein anspruchsloses pflanzenartiges Dasein führte, was unter so viel Blumen, wie er sich selber tröstete, nur schicklich war.

Gleichwohl leistete dieser Witz, der natürlich nur gedacht, nicht ausgesprochen wurde, nicht im geringsten, was er hätte leisten können und sollen. Gabriel fühlte sich so bewegt und beklommen, wie gewiß noch nie ein Gewächs. Sein Kopf war heiß, seine Kehle trocken und rauh, bis in die Zehen hinab verspürte er die Aufregung; es war ein höchst unbehaglicher Zustand. Und wie die Mädchen schwatzten! Nun nannte gar die eine, welche ihm gegenüber saß — sie hieß Christine und war dieselbe, welcher er seinen Stuhl überlassen hatte — seinen Bruder den Erzengel, wo-

bei sie auch ihn mit einem sprechenden Blicke anschaute. Ein unangenehmes Wort! Unwillkürlich senkte er den Kopf und schielte mit seinem einsamen Auge nach der schwarzen Binde empor, welche von der rechtsseitigen Augenhöhle schräg über seine Stirn gespannt war und mit ihrem dunklen Schimmer die Helle des sonnigen Nachmittags verfinsterte. Er schaute wieder auf und in die Landschaft hinaus. Es war doch schön hier oben. Der Garten, auf der Höhe einer der alten Stadtbasteien angelegt, stieg mit drei Terrassen von Wall zu Wall abwärts. Unten lag ein ziemlich enges, von dichtem Baumwuchse erfülltes Thal, durch welches ein seichtes Flüßchen zog. Jenseits des Thales Felder, Wiesen und kleine Wäldchen; links ein weit vorgeschobener alter Turm, rechts ein höherer Berg mit einer Wallfahrtskirche. Auf der mittleren Terrasse war ein Bretterboden gelegt, ohne Zweifel zum Tanze.

Was Christine betraf, so gefiel sie ihm jetzt viel weniger als früher. Ihr weißes, nur an den Wangen ganz leicht gerötetes Gesicht, ihr schwarzes Haar, die dunkelfarbigen Augen waren wohl im allgemeinen hübsch zu nennen, doch war der Mund etwas breit, die Lippen dünn und

scharf, die Nase von einer fatalen Wölbung und unten an den Flügeln etwas aufgelüpft. Ihr Scherz war unfroh, ihr Ernst beobachtend, lauter ungesellige Eigenschaften. Johanna, ihre Schwester, sah freundlicher aus, nur war sie schlanker als notwendig und ihr Lachen klang ziemlich hölzern. Auch hatte sie einen schadhaften Eckzahn, der bei dem hölzernen Lachen regelmäßig zum Vorschein kam und ganz bläulich war, so daß er Gabriel wie ein Signal erschien. Das dritte der Mädchen, Crescenz, saß an dem oberen Ende des Tisches zwischen ihrer Mutter und Michael. Sie war wohl die schönste unter allen, doch eben deshalb wagte es Gabriel nicht, sie genauer anzusehen.

Jetzt versammelte sich der Gesangverein auf einer mit Fahnen und Reisiggewinden reichlich geschmückten Tribüne und sang sein erstes Lied. Es geriet nicht sehr gut, desto besser aber der Beifall. Fast wäre das Stück wiederholt worden, jedenfalls hob sich die Stimmung des Publikums um viele Grade. Ein Musikkorps wechselte mit den Sängern ab, indessen achtete so viel wie niemand auf dasselbe, sondern alle sprachen, um sich bei dem Lärmen der großen und kleinen Blechinstru-

mente noch vernehmlich zu machen, viel lauter als vorher, und da sie, einmal in der Erregung des Sprechens, auch dann nicht mehr daran dachten, die Stimmen zu dämpfen, als die Musik verstummte, so erfüllte ein rauschender Schwall vielfältiger Stimmen den Garten.

Damit war denn das eigentlich Festliche gegeben. Gabriel aber hatte eine wundersame Empfindung. Völlig desjenigen vergessen, was er vorhin gedacht und beobachtet hatte, war ihm, als ob sein Wesen sich erweiterte und in die andern überströmte, dafür aber wie zum Ersatze diese in sich aufnähme. Er verlor sich völlig in der bewegten Menge.

In diesem Zustande der Auflösung und Sammlung, der ihn sogar seines schwarzen Stirnbandes vergessen ließ, saß er lange genug. Das Fest nahm währenddessen seinen Fortgang. Dann und wann gab es wohl von dieser oder jener Person eine Frage an ihn, wozu die Antwort nicht schwer zu finden war. Er fand sie denn auch allemal und unterhielt sich somit auf seine Weise ganz vortrefflich. Allmählich fing es an zu dunkeln, Laternen und Lampions wurden angezündet, und nun ging der Spuk erst recht los.

Die Nacht, welche durch die vielfarbigen Lichter gleichsam noch sichtbarer wurde, verband nun alles, und jedes menschliche Antlitz erschien als beleuchtete Welle einer großen dunklen Flut. Darin schwamm der junge Geselle mit Freuden und labte sein Ohr an dem Murmeln und Rauschen des Wogenspiels. Plötzlich tippte ihm jemand auf die Schulter, und wie er sich umsah, war es die junge Crescenz, welche ihn fragte, ob er nicht tanzen wolle. Ohne sich viel zu besinnen, sagte er „Ja!", stand auf und folgte dem Mädchen. Sie eilte ihm voran die Stufen hinab, welche von der obersten Terrasse zur mittleren führten, und erwartete ihn an dem Rande des Tanzplatzes, wie es schien, nicht ohne Ungeduld. Er hatte indessen seine Gedanken darüber, wie dieser Versuch wohl ausfallen würde, denn es war sein erster, und jede vorbereitende Uebung mangelte ihm. Aber es deuchte ihn jetzt so natürlich, daß er heute tanzen sollte, daß er seiner Bedenken bald Herr ward und gutes Mutes bei seiner Tänzerin anlangte. Die Schwierigkeiten der Einleitung, als Stellung, Umfassen und Antreten, waren mit Hilfe der freundlichen Crescenz, welche zu jeder Ungeschick-

lichkeit etwas Artiges und Ermunterndes zu sagen wußte, glücklich überwunden, nun sollte es an das wirkliche Tanzen. Dazu kam es jedoch gar nicht. Er stieg mit allerlei ungelenken Bewegungen auf dem Bretterboden herum, so lange, bis er von der Unausführbarkeit seines Unternehmens überzeugt war, und ließ dann seine Dame mitten im Getümmel los, in der Meinung, sie werde sich allein leichter als mit ihm aus demselben helfen können, womit er allerdings recht hatte, denn Crescenz wand sich so geschickt durch das Gedränge, wie eine Eidechse durch das Gras, und stand schon lange im Freien, als er sich mit einiger Angst und Beschwerde, auch etwas taumelig, bei ihr einfand. Er war beschämt und suchte sich zu entschuldigen. Sie lachte. „Ich will Ihre Tanzmeisterin machen," sagte sie. „Das würde harte Arbeit geben," antwortete er. „Es kommt nur auf die Bezahlung an," sprach sie wieder, indem sie den Kamm fester ins Haar steckte. „Doch jetzt bitte ich, mir gefälligst den Arm zu reichen!" Damit hängte sie sich an ihn und beide stiegen die Treppe hinan.

Wäre Gabriel ein romantischer Junker und

nicht ein im Grunde recht simpler Schlosser gewesen, so hätte er in Crescenz unfehlbar eine Fee sehen müssen, denn nur Feen dürfen sich unterfangen, in dunkler Nacht Männer zum Tanze zu locken, ohne dabei etwas an Anmut und Reinheit einzubüßen. In der That konnte man nichts Schöneres sehen als die junge Crescenz, wenigstens nach der Meinung Gabriels. Sie war so groß, daß ihre Schultern beinahe die seinigen erreichten, schlank und voll gebildet, ihre Bewegungen leicht und frei; im Schreiten hatte sie etwas Männliches. Ihr Haar war blond, ihre Augen grau und rund, die Nase fein und kindisch gebogen, Lippen und Wangen blühten, kurzum sie war reizend. Uebrigens trug sie ein Kleid von der Farbe der Kornblumen, gelbliche Spitzenkrausen um Hals und Hände, und an der Brust eine kurze silberne Uhrkette, welche sie von Zeit zu Zeit um den linken Zeigefinger wickelte und dann schnell wieder losließ.

Während Gabriel wieder an seinem alten Platze saß und über sein Abenteuer nachdachte, hatte Michael die schöne Urheberin desselben zum Tanze geführt. Das Paar blieb lange aus, die Musik schwieg, Tänzer und Tänzerinnen

kamen die Treppe herauf, nur Crescenz und Michael nicht. Indessen schien niemand etwas Auffallendes in dieser Abwesenheit zu finden, nicht einmal Gabriel, der allerdings seinen Gedanken freien Lauf ließ, was aber wiederum nur bedeutete, daß er unablässig dachte, wie schön jene Crescenz sei, womit er nicht zu Ende kommen konnte.

Nach Ablauf einer Viertelstunde ungefähr zeigten sich die Flüchtlinge wieder. Michael fragte den Bruder, wie er sich einstweilen unterhalten habe, und dieser hatte allen Grund zu versichern, daß ihm die Zeit angenehm vergangen sei. Auch Crescenz sagte irgend etwas Freundliches, dann war alles wieder wie früher.

Die Mitternacht kam heran und mahnte zum Aufbruche. Man begab sich nach Hause. Wiederum führte Michael die schöne Crescenz, während sich die andern gesellten, wie es gerade kam. Gabriel ging zumeist etwas abseits und fühlte sonderbarerweise keinerlei Schmerzen über seine Einsamkeit. Freilich rief ihn Michael dann und wann an seine Seite, und er wie Crescenz sprachen dann allerlei mit ihm; doch fand sich auch jedesmal bald ein Anlaß zu seiner Ent-

fernung, und er nahm denselben wahr. Er fühlte sich allein am heitersten, da dachte er was er wollte, und seine Gedanken waren ein Spiel.

Endlich gelangte man vor das Haus, wo Crescenz wohnte, verabschiedete und trennte sich. Die Brüder gaben auch den übrigen das Geleite, dann erst machten sie sich auf den Heimweg. Sie sprachen wenig, nur einmal fragte der ältere den jüngeren, wie ihm Crescenz gefalle, doch sagte er ihm keineswegs, daß er selbst sie zu ihm geschickt habe. Gabriel antwortete: „Nicht übel,“ womit die Angelegenheit vorläufig abgethan war.

Gleichwohl hätte es wunderlich zugehen müssen, wenn das unerhörte Begebnis so geschwind seinen Abschluß gefunden hätte. Das war denn auch keineswegs der Fall. Gabriel überließ sich völlig seinem Wohlgefallen an Crescenz, ihr Bild schwebte ihm beständig vor, und einige ihrer Redewendungen wollten ihn nicht verlassen, so namentlich ein gewisses „Ja sehr“, das sie mit einer ganz eignen Betonung aussprach. Was aber dennoch wunderlich, höchst wunderlich war, er hegte keinerlei leidenschaftliche Wünsche. Vielleicht bewahrte ihn die bislang

geübte Resignation vor denselben, vielleicht war überhaupt wenig Begehrliches in ihm — aber wie es sich auch damit verhalten mochte, soviel war sicher, daß er wie früher in seiner Werkstatt hantierte, allerdings bald heiterer und offener, bald nachdenklicher als zuvor war, zuweilen auch wohl ein Liedchen summte, was er ehedem nicht gethan hatte, daß aber trotzdem nichts von Aufregung in ihm steckte. Die schöne Crescenz sah er nicht selten und freute sich allemal, so oft er sie sah. Uebrigens ging er an schönen Feierabenden mit seinem Bruder spazieren und freute sich auch darüber, daß eine schöne Ernte zu hoffen war.

So mußte die Verfassung Gabriels gewiß als eine heitere gelten, aber sie war auch gleichsam nur für den Sonntag brauchbar und mußte so bald ein Ende nehmen oder doch umgestaltet werden. Das letztere geschah denn wirklich.

Es trug sich einige Wochen nach jenem Gartenfeste zu, daß Michael und sein Bruder des Abends durch die Felder gingen. Der Schnitt hatte bereits begonnen, doch war noch lange nicht alles Getreide gehauen, die Flur sah noch voll und freundlich aus. Desto ernsthafter war Michael.

Er, der sonst des Redens kein Ende fand und überreich an kecken Einfällen war, spazierte heute mit einer gewissen Feierlichkeit dahin und ließ seinem wortkargen Begleiter ganz allein den Vortrag. Doch war er mehrmals stehen geblieben, als ob er etwas sagen wollte, womit er aber niemals zustandegekommen war. Er hatte nur jedesmal mit dem Knopfe des Spazierstockes an seine Zähne getippt und alsdann den Weg fortgesetzt. Endlich faßte er sich doch ein Herz und erklärte, daß eine große Veränderung nahe bevorstehe.

„Die wäre?" fragte Gabriel.

„Ich werde die Gießerei übernehmen," sagte Michael.

„Hast du mit dem Vater schon gesprochen?"

„Noch nicht, aber demnächst. Er wird wohl nichts dagegen haben. Und dann — dann werde ich heiraten."

Zum erstenmal dachte Gabriel an eine Vermählung des Bruders. Bei ihm hatte es sich bis jetzt von selbst verstanden, daß die Dinge so fortgehen würden, wie sie bisher gegangen waren. Zugleich fiel ihm auch ein, wer die Braut sein möge, und er erschrak ein wenig.

„Und wen willst du denn heiraten?" fragte er.

„Kannst du dir das nicht vorstellen?“ entgegnete Michael. „Ja und nein!“ war die Antwort. „Warum nein?“ „Weil ich es doch nicht sicher weiß.“ „Nun und an wen denkst du?“ „Ich kenne niemand als Crescenz,“ sagte Gabriel etwas zögernd. „Hast du vielleicht etwas einzuwenden?“ fragte der Bruder. „Ich?“ rief jener. „Nein, nein, heirate du nur und viel Glück dazu!“

Wie Michael zu seiner letzten Frage kam, ob er etwa die aufkeimende Neigung Gabriels bemerkt hatte und für diesen fürchtete, ist ungewiß; das jedoch ist sicher, daß Gabriel, als er den ersten Schrecken überwunden hatte, mit der angekündigten Heirat einverstanden war, ja sich insgeheim freute, daß es nicht ärger mit ihm stand. Er stellte sich vor, was später aus ihm hätte werden können, dachte an den Bruder, und wie es sich freundlich gefügt habe, daß gerade diesem sein kleines Opfer zu gute kommen sollte. Weich, doch nicht traurig, setzte er den gemeinsamen Spaziergang fort und es schien, als ob ihn nichts gerührt hätte als der Gedanke an das Ende des alten Familienstandes.

Bald nachher geschah etwas, wodurch dasselbe noch beschleunigt wurde. Als nämlich die

Brüder wieder einmal von einem ihrer abendlichen Gänge heimkamen, fanden sie den alten Engel mit ärgerlicher und verstörter Miene vor dem großen Tische sitzend, dessen Platte über und über mit Ziffern bedeckt war. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und griff oft nach einem neben ihm liegenden Stück Kreide, um Zusätze zu der Rechnung zu machen, oder löschte auch diesen und jenen Posten von der Tafel weg. Als er der Söhne ansichtig wurde, rief er ihnen heftig zu, er sei bestohlen worden. Wie er, um die Löhne auszuzahlen, gegen Abend die Kasse geöffnet, habe er sie leer gefunden. „Der Dieb muß einen Nachschlüssel gebraucht haben," setzte er hinzu, „denn der rechte Schlüssel ist nicht von mir gekommen, und das Schloß hat sich nicht so glatt wie sonst sperren lassen." Das war eine schlimme Neuigkeit, zumal da es im Hause Engel durchaus keinen Ueberfluß an Geld gab. Die Söhne fragten, wie hoch sich die entwendete Summe belaufe. Der Alte antwortete, er könne dieselbe nicht bei Heller und Pfennig ausrechnen, aber gewiß seien fünfhundert und etliche Gulden abgängig. Michael erkundigte sich, ob bereits die Anzeige erstattet worden sei, und da dies

verneint wurde, begab er sich alsbald zur Polizei, den Diebstahl zu melden. Gabriel aber untersuchte das Schloß der geleerten Lade und bestätigte die Meinung des Vaters, welcher dadurch freilich nicht getröstet wurde.

Bald erschien eine Kommission, welche den Thatbestand aufnahm, nach Verdachtsgründen forschte, eine Hausdurchsuchung veranstaltete und ähnliches mehr that, ohne indessen zu einem Erfolge zu gelangen. Das Geld war für jetzt wenigstens spurlos verschwunden und Engel mußte zusehen, wie er sich aus der Verlegenheit, worein er so geraten war, ohne peinliches und ihn schädigendes Aufsehen befreien mochte.

In dieser Lage kam ihm die Mitteilung des älteren Sohnes, er wolle, wenn er erst selbstständig sei, um die Hand Crescentias anhalten, sehr genehm. Durch die Mitgift Crescentias war er jeder Sorge um die Deckung des unerwarteten Ausfalles überhoben, und was noch schwerer ins Gewicht fiel, Michael konnte ihm, der nun in den Ruhestand übertreten sollte, eine Rente aussetzen und Gabriel den diesem gebührenden Anteil zur Eröffnung eines eignen Geschäftes auszahlen. Somit that er alles mögliche, die Verbindung zu

befördern, und dieselbe war denn in der That bald eine beschlossene Sache.

Gabriel aber hatte, während seine Verwandten die Hochzeit betrieben und an seiner Zukunft arbeiteten, den Plan zu einer Erfindung gefaßt, oder vielmehr, er wollte etwas erfinden, ohne daß er wußte, wie er es einzurichten hätte. In der wunderlichsten Gemütsverfassung, halb Trauer, halb hingebender Heiterkeit, trug er sich mit dem Gedanken an ein Schloß, das nur mit einem einzigen Schlüssel zu öffnen sein und jedem andern Sperrwerkzeuge widerstehen sollte. Daß es dergleichen Schlösser bereits gebe, war ihm bekannt, doch behauptete er, daß dieselben ihrem Zwecke nicht vollkommen entsprächen, und wollte es besser machen, als die bisherigen Erfinder. Damit verbrachte er seine Tage, und alle, die um ihn waren, die schöne Crescenz mit eingeschlossen, lachten häufig über den beharrlichen Ernst, mit welchem er seinen Versuchen oblag. So hatte dasselbe Begebnis ihm zu einer mechanischen Aufgabe, seinem Bruder aber zu einer geschwinden Hochzeit verholfen, und was sich daraus ergeben sollte, wird diese Geschichte noch zu berichten haben.

Vorläufig blieben Gabriels Bemühungen ohne Erfolg. Das Lachen wurde hier und da bereits zum Spotte, und an seines Bruders Polterabend, da man verschiedenen Schabernack losließ, erschien unter andern Figuren auch eine unsern Gabriel darstellend: ein rußiger Engel mit schäbigen Flügeln, einer breiten Binde über dem rechten Auge, den Kopf tief gesenkt, den Schurz mit kabbalistischen Zeichen bedeckt, und schraubte unter sonderbaren, verheißungsvollen Gebärden ein Schloß von niegesehener Form und Größe an eine Thür. Hierauf entfernte er sich mit der ebenfalls durch Gebärden ausgedrückten Versicherung, jene sei weder durch Mittel der Gewalt noch der List zu öffnen. Alsbald trat eine höchst verkommen aussehende Gestalt auf, die man an Brechwerkzeugen, Strickleiter und anderm Geräte als einen Dieb erkennen mußte, wunderte sich vorerst über das abenteuerliche Schloß und suchte es, weil an ihm offenbar alle natürlichen Mittel versagen mußten, durch possenhafte Beschwörungsformeln zu öffnen. Da es jedoch diesen gegenüber fest blieb, so besah sich der Dieb die Gelegenheit näher, drückte seine Verwunderung aus, daß er so dumm gewesen, nahm einen Strohhalm aus seinem Haare,

fuhr damit ins Schlüsselloch und die Thür ging auf, während ein im Innern des Schlosses verborgenes Spielwerk eine klägliche Melodie hören ließ. Unter allgemeinem Gelächter sah man in — Crescentias Schlafkammer.

Der Spaß war ziemlich grob, aber übrigens harmlos. Denjenigen, welche ihn veranstaltet hatten, mochte es kaum in den Sinn gekommen sein, zu welchem Gemache die besagte Thür den Eingang bildete. Sie benutzten dieselbe, weil keine andre brauchbare vorhanden war. Nichtsdestoweniger sagten sich noch in derselben Nacht verschiedene Leute, der Scherz sei ernsthafter gewesen, als mancher glaube. Die Lustigmacher hätten andeuten wollen, daß der Schlosser Engel die Braut gern für sich gehabt hätte, daß er jedoch trotz aller Bemühungen, sich ihrer Schlafkammer zu versichern, nichts erreicht, daß es harte Worte zwischen den Brüdern gesetzt habe, daß die Braut selbst eine Zeitlang unentschieden gewesen sei und ähnliches mehr.

Daß Gabriel selbst zu solchen Vermutungen Anlaß gegeben, gehörte allerdings nicht zu den Unmöglichkeiten. Vielleicht war er an jenem Sonntage beobachtet worden, vielleicht hatte er

sich auch später durch Worte oder Blicke verraten, vielleicht fiel auch die eigentümliche Art von Zurückhaltung auf, welche er sich Crescentia gegenüber auferlegte; der Gelegenheiten, daß Liebe sich offenbart, sind so viele, und an ränkesüchtigen Personen ist noch weniger Mangel. Die Verlegenheit, in welche die Braut sowie die beiden Brüder ganz natürlich gerieten, ohne daß ihnen jedoch der Zusammenhang aufgegangen wäre, welchen pfiffigere Gehirne auszuklügeln wußten — diese Verlegenheit und ihr Schweigen mußte Stoff zu weiteren Gespinsten liefern. Genug, seit jenem Abend starb das Gerücht nicht aus, es bestehe etwas wie Eifersucht zwischen den Erzengeln und eine Doppelneigung in Crescenz; und ein Zufall, der als Absicht gedeutet wurde, hatte diesem Gerüchte entweder das Leben oder doch die Mittel des Unterhaltes geschenkt.

Die eigentlich Beteiligten jedoch erfuhren begreiflicherweise nichts von alledem. Nur Johanna, die uns bereits bekannte Schöne mit dem Signalzahn, konnte sich des nächsten Tages nach der Trauung nicht enthalten, Gabriel gegenüber zu bemerken, was er doch für eine prächtige Schwägerin habe. Aber Gabriels Stimmung war zu

rein, als daß er diesen Worten, ob sie gleich mit bedeutsamer Betonung gesprochen und von einer listigen Miene begleitet wurden, hätte irgend eine Aufmerksamkeit widmen sollen. Er war Brautführer gewesen und durfte sich wohl sagen, daß er seines Ehrenamtes in Ehren gewaltet habe. Mit seinem Schicksale völlig ausgesöhnt, war er ernst, doch nicht traurig, ja er hatte das beseligende Gefühl, als hätte er an Liebeskraft gewonnen, was er an Liebesglück eingebüßt, doch war er frei von aller Leidenschaft.

Die Einrichtung des Hauses war den eingetretenen Verhältnissen entsprechend verändert worden. Das Erdgeschoß wurde von dem jungen Paare, die Stuben und Kammern des ersten Stockwerkes von den Eltern und Gabriel bezogen. Ein noch nicht vollendeter Anbau sollte dessen Werkstatt aufnehmen, während die alte Gießerei an Michael überging. So befand sich alles in bester Ordnung, die zwei Familien vertrugen sich aufs schönste, und wer zu Besuch kam, rühmte, was er sah.

Es ist bereits erzählt worden, daß Michael vor seiner Vermählung häufig Wirtshäuser besucht hatte, überhaupt gern zu Gaste gegangen

war. Nach der Hochzeit schien es mit ihm anders geworden zu sein. Nicht lange jedoch, so kündigte sich die alte Gewohnheit durch vereinzelte Boten wieder an. Erst waren es die Abende der Sonn- und Feiertage, welche er außerhalb des Hauses verbrachte, ihnen folgten die eigentlichen Sonnabende, bald kam auch der Mittwoch an die Reihe und nach Jahresfrist war die Siebenzahl voll. Er liebte den Dampf und das Geschwätz der Bierstuben, sowie ein Kartenspiel mit niedrigen Einsätzen, und war, wenn er heimkam, gewöhnlich guter Dinge, ohne daß man ihn jemals trunken gesehen hätte. Daß Gabriel an dieser Neigung seines Bruders nicht teilhatte, und wie er seine Abende verbrachte, ist ebenfalls berichtet worden. Die Lesekränzchen waren bald nach der Hochzeit wieder in Aufnahme gekommen, und eine Bekanntschaft, welche die Mutter in den jüngsten Monaten mit der vielbelesenen und bücherreichen Witwe eines kleinen Justiz-Beamten geschlossen hatte, trug nicht wenig zur Steigerung des Reizes dieser höheren Unterhaltungen bei.

Vornehmlich waren es illustrierte Zeitschriften, welche da aufgelegt wurden und durch die Mannigfaltigkeit ihres Inhaltes das größte Interesse er-

regten. Länder, Städte, Völker, Entdeckungen, große Unglücksfälle, Verbrechen und glänzende Aufzüge, alles fand Raum in der mäßig großen, weißgetünchten Stube und präsentierte sich in dem Lichtkreise der grünbeschirmten Lampe und den weiterhin lagernden Schatten stets in der angemessenen Beleuchtung. Ein Roman vollends, der alle diese Dinge vereinigte, wurde mit atemloser Spannung verfolgt, und wenn die Verwickelung gar zu kurios war, auch wohl ein zweites Mal gelesen und ins Unendliche hinein besprochen.

Gabriel pflegte, wenn die Vorlesungen begannen, seinen Platz am Tische zu verlassen. Er trat dann zu dem großen, grünen Kachelofen, gleichviel ob dieser geheizt oder kalt war, stellte sich mit dem Rücken gegen denselben und hörte so den Geschichten zu, wobei er sich entweder das Kinn strich, hinter dem rechten Ohre kraute oder, was er ebenso oft that, die Hände in die Hosentaschen steckte und ganz leise, so daß er selber es kaum hörte, vor sich hinpfiff. Vater und Mutter saßen je an einer besonderen Seite des Tisches, aber so, daß sie bequemlich zusammenrücken konnten, was allemal geschah, wenn eine Illustration

aufgeschlagen wurde, welche sie dann gewöhnlich einige Minuten lang betrachteten.

Mit der Zeit nahm auch Crescenz an diesen Zusammenkünften teil, vorerst freilich nur unregelmäßig und ohne sonderliche Aufmerksamkeit. Dann kam sie häufiger und ließ sich das, was sie etwa versäumt hatte, ausführlich erzählen. Endlich, als Michael ständiger Gast des Wirtshauses geworden war, verging kein Abend, an dem sie sich nicht eingefunden hätte. Und hatte sie anfänglich an den langatmigen und verzwickten Geschichten kein rechtes Wohlgefallen gehabt, so traten nun Gewohnheit und Neugierde in ihre Rechte und sie lauschte mit Spannung den ungewöhnlichen Begebnissen, die da berichtet wurden.

Da Vater Engel viel auf eine feste Sitzordnung hielt, so saß auch Crescenz immer an demselben Platze, welchen sie an der allein verfügbaren Seite des Tisches erhalten hatte. Und zwar saß sie mit dem Rücken gegen das Fenster zu und dem alten Engel, sowie dem grünen Kachelofen weiter im Hintergrunde gegenüber. Der Alte liebte es nämlich, das Fenster zu sehen. Kam die Witwe einmal zu Besuch, so wurde ihr ein Platz neben Gabriel, der Mutter gegenüber,

angewiesen, wobei sie dann den Vorteil hatte, ebenfalls eine ganze Tischseite ihr eigen zu nennen, da ihr Nachbar, wie gesagt, sich allemal an den Ofen postierte, wenn das Abendmahl beendet war und die Vorlesung begann.

Eine Gleichförmigkeit wie diese, bei der es nur ein Veränderliches gab, nämlich den bunten Zug romanhafter Vorstellungen, mußte entweder langweilig oder vertraut und lieb werden. Das letztere war bei Gabriel und seinen Eltern schon lange eingetreten. Nun geschah es auch an Crescenz. Sie gestand das gern, und einmal von der Witwe befragt, ob es ihr daheim nicht mehr gefalle, sagte sie sogar, daß sie sich nicht vorstellen könne, wie sie einen ganzen Abend außerhalb des gewöhnten Kreises hinbringen solle. Die Witwe meinte darauf, wenn Crescenz Kinder bekäme, so würde sie das wohl bald lernen. Crescenz errötete und schwieg. Die Witwe aber sagte noch einmal: „Die Kinder, ja die Kinder!“ worauf die Mutter zu lesen anfing.

Auch Gabriel hatte sich ganz und gar daran gewöhnt, seine schöne Schwägerin da oben auf ihrem Platze zu sehen, und würde, wie er sich bei den Worten der Witwe nicht verhehlen konnte,

nicht gleichgültig geblieben sein, wenn Crescenz ihren Abschied genommen hätte. Gleichwohl sah er sie eigentlich nur selten oder doch nur zu einem kleinen Teile, denn der Schirm der Lampe deckte ihr Gesicht vor seinen Blicken; eine Schulter, ein Arm, und wenn es gut kam, ihre immer beschäftigten Hände — sonst war sie ganz vor ihm versteckt, aber er wußte ja, daß sie da war. Manchmal allerdings geschah es auch, daß sie ein wenig seitwärts rückte und ihn anschaute, wenn er nämlich gelegentlich etwas sagte. Sie höre besser, wenn sie zugleich sehe, meinte sie.

Gabriel hätte sich freilich noch mehr eingestehen sollen. Er liebte Crescenz, wenn auch auf eine wunderliche Art und gleichsam nur halb. Die erste Neigung war wiederum lebendig geworden, ja zu größerer Kraft erwachsen. Dennoch trug er kein Verlangen nach ihrem Besitze; sie war die Lust seiner Augen und seines Herzens, ohne daß er dieselbe Lust einem andern mißgönnte, oder vielmehr, er dachte gar nicht daran, daß sie seines Bruders Weib sei, weil er sie immer nur ohne diesen und obendrein in seinem eignen Kreise sah. Es war dieselbe Kürze der Gedanken, welche ihn vormals verhindert hatte,

die Wahrheit zu treffen, als Michael noch um Crescenz warb. Ebensowenig war es ihm eingefallen, sich zu fragen, wie es mit ihr selbst bestellt sei und ob sie eine Ahnung von seinem Zustande habe. Sie war stets gut und liebreich gegen ihn, das machte ihn glücklich, und ein Spitzname, den sie ihm noch zu seinem ersten beigelegt hatte, freute ihn gar sehr. Sie nannte ihn nämlich mitunter den Ofengabriel, und zwar deswegen, weil er, wenn ihm die für gewöhnlich beliebten Freuden des Krauens, Kinnstreichens und der Taschentuschelei ausnahmsweise einmal nicht behagten, ein stummes Spiel mit der Ofengabel eröffnete, welche er mittels des Gold- und Zeigefingers sehr geschickt und schnell im Kreise zu drehen verstand. Uebrigens zog sie ihn auch bisweilen mit seinem Kunstschlosse auf, das noch immer nicht gedeihen wollte.

Crescenz war, wie gesagt, nie ohne irgend eine kleine Arbeit. So häkelte sie zumeist, indem sie zuhörte, wie die Schwiegermutter las. Ihre Finger hätten keine Ruhe, sagte sie. Einmal nun hatte sie eben einen kleinen Kragen fertig gebracht. Sie probierte ihn, sobald eine Pause eintrat, und versuchte in den Spiegel zu schauen.

Der hing aber zufolge einer sonderbaren Anordnung des Hausvaters so hoch, daß es ihr, selbst wenn sie auf einen Stuhl stieg, unmöglich war. So fragte sie denn der Reihe nach herum, wie ihr der Kragen stehe, und wandte sich, als die Schwiegereltern ihre Stimmen abgegeben hatten, auch an den Ofengabriel. Dieser jedoch war nicht nur einäugig, sondern auch etwas kurzsichtig, weshalb er denn erklärte, daß er von seinem Platz aus zwar nichts deutlich unterscheiden könne, aber dennoch meine, der Kragen passe ihr sehr schön. Sie rief ihn heran und fragte noch einmal: „Nun, wie steht's?" „Sehr schön!" bekräftigte er. „Das freut mich," antwortete sie und setzte sich in der That mit einem sehr vergnügten Gesichte nieder. Auch Ofengabriel ging ganz vergnügt wieder hin, von wo er gekommen war.

Ein andermal gab es neuerdings eine Pause. Die Mutter hatte einen Holzschnitt aufgeschlagen und war schon mit dem Vater zusammengerückt, ihn zu betrachten. Auch Crescenz rückte zu. Sie beugte sich über den Tisch, erhob sich jedoch alsbald wieder und winkte Gabriel. „Willst du nicht auch schauen?" fragte sie. Er folgte ihren Worten und

trat an den Tisch. Crescenz stellte sich ein wenig zur Seite, ihm Raum zu geben. Der Schnitt war unterschrieben: „Leon findet die totgeglaubte Clarissa wieder“, und stellte eine Waldlichtung dar mit einem kleinen Hause darauf, vor welchem ein junges Mädchen saß. Ein Mann in der Tracht eines Reisenden, über der Achsel ein Bandelier, woran ein Fernrohr hing, trat mit einer Gebärde der Freude und des Staunens auf die Einsame zu. „Findest du nicht, Vater,“ sagte die Mutter, „daß diese Clarissa unsrer Crescenz ähnlich ist?“ „Ja, ja,“ antwortete dieser, „nur trägt sie die Frisur anders.“ Gabriel bückte sich tiefer, um besser zu sehen. Da fühlte er plötzlich die heiße Wange Crescentias an der seinen. Es war nur ein Augenblick, der so verging, aber ihr Arm ruhte noch geraume Zeit auf seiner Schulter, während sie neben ihm, über das Bild geneigt, verharrte. „Aber Clarissa hat eine Spitznase,“ meinte sie. „Nicht wahr, Gabriel?“ „Eine gewisse Aehnlichkeit läßt sich nicht bestreiten,“ erwiderte dieser und erhob sich. Alle nahmen ihre Plätze wieder ein. Als er an seinem Ofen stand, sah er, daß Crescenz die Augen niedergeschlagen hielt und sehr rot war. Bald verschob sie je-

doch ihren Stuhl so, daß die Lampe vor ihr Gesicht zu stehen kam, und blieb den ganzen Abend in diesem Verstecke.

Gabriel war völlig verwirrt. In dem Momente, wo er Crescentias Wange an der seinen spürte, war eine schnelle Hitze durch seinen ganzen Leib gezogen. Dann war er wieder ruhiger geworden und hatte die Berührung als eine zufällige genommen, zumal da Crescenz selbst nicht im mindesten aufgeregt schien, was er daraus geschlossen hatte, daß sie ihren Arm auf seiner Achsel liegen ließ. Aber da hatte er sie auch nicht ansehen können. Jetzt erst, als er sich von ihr entfernt hatte, wurde er ihrer Befangenheit gewahr und fühlte eine Beklemmung ohnegleichen. War es Angst? Und was war es bei ihr? Zufall? Absicht? Der eine konnte so gut Verwirrung erzeugen wie die andre! Gabriel wußte sich nicht zu raten. Er sah etwas, wovon er sich bis heute nichts hatte träumen lassen.

Die Mutter hatte unterdessen die Vorlesung wieder begonnen. Sie hatte ihre Stimme lauter erhoben, denn der Text behandelte die heftige Szene von Leons und Clarissas Wiederfinden. Die Alten erregten sich an den dargestellten Lei-

denschaften, ohne zu ahnen, daß sich in ihren vier Wänden viel seltsamere zu entwickeln drohten, die nichts Gutes erwarten ließen.

Gabriel hörte wenig von dem, was da zur Sprache kam. Er schaute nach dem Tische hin. Crescenz häkelte fleißig. Dann und wann legte sie die Hände auf die Tischplatte und hielt mit der Arbeit inne, wie um genauer zu hören. Ihr Gesicht blieb verborgen. War das Unglaubliche möglich? Jetzt erst fiel ihm auf, daß sie dasselbe blaue Kleid anhatte, wie damals beim Turnerfeste. Es war schon abgetragen und unscheinbar geworden, ob sie es gleich nur selten anlegte. Aber es war auch schon lange her seit damals! Er schaute ein klein wenig seitwärts und die ganze Tischgesellschaft verschwand. Er hatte ihr das blinde Auge zugekehrt. Wie hatte er doch desselben vergessen können? Er wußte es: da er keinen Grund mehr hatte, gefallen zu wollen. Auch jetzt hatte er ihn nicht, zum mindesten glaubte er das, aber er wunderte sich, daß er trotz seines Gebrechens Wohlgefallen erwecken könne. Aber vielleicht war alles nur Täuschung und er ein Thor, ärger denn vormals.

Als Crescenz wegging, reichte sie ihm die

Hand wie immer, sah ihn jedoch nur mit einem flüchtigen Blicke an. — Auch er ging bald zu Bette, konnte aber, von einer heftigen Angst gequält, noch sehr lange nicht einschlafen; er fürchtete sich vor Crescenz, vor sich selbst, und fürchtete für sie, sich selbst und alle übrigen. Was würde er dafür gegeben haben, wenn es anders gewesen wäre, wenn er sie und vor allem sie ihn nicht geliebt hätte! Ja, aber dieses Wenn, war es denn mehr als ein Gedanke? Konnte sie ihn nicht durchschaut haben und um seinetwillen errötet sein? Das war wieder ein möglicher Fall. Er hatte deren jetzt schon eine beträchtliche Anzahl gewonnen, was ihn freilich nur um so unruhiger machte. Er war eben zum Bewußtsein gekommen und darüber in Angst geraten, so daß er alles größer und bedrohlicher sehen mochte, als es war, wenigstens erging es ihm so mit dem einzigen, was ihm unmittelbar bekannt war, mit seiner Liebe, welche übrigens, so harmlos sie bis jetzt auch sich betragen hatte, unter dem Drucke dieser Angst gewaltig litt. Als er des Morgens wieder aufstand, hatte er Crescenz weit weniger lieb als vordem.

Es ereignete sich an diesem Tage nichts Be-

merkenswertes. Der Roman fand nach vielen Schrecken einen freudigen Abschluß und wurde darum allerseits belobt. — Den nächsten Abend kam die Witwe zu Besuch und brachte ein Buch mit, von dem sie alles erdenkliche Gute voraussagte. Die Mutter begann damit sogleich und lud, als die Zeit des Schlafengehens und also auch des Abschiedes der Witwe herangekommen war, diese für den folgenden Abend zu Gaste, was dieselbe, da hiebei eine Mahlzeit zu gewinnen war, gern zusagte.

Des nächsten Abends, es war schon nahe an zehn, klopfte es an die Thür, und herein trat Michael. Nachdem man sich über diesen seltenen Besuch zur Genüge verwundert hatte, fragte man ihn, warum er so mißmutig aussehe. Er antwortete, weil er im Spiele verloren habe.

Der Vater ergriff hierauf das Wort, rückte ihm die Schädlichkeit und Langeweile des Kartens vor, erhob die Art, wie sie daheim ihre Muße verbrächten, und forderte ihn auf, es in Zukunft lieber mit ihnen als mit den Trumpfbrüdern zu halten, auch werde das seiner Frau viel angenehmer sein. Michael entgegnete verschiedenes, ließ sich jedoch endlich zu der Zusage

herbei, daß er es von morgen ab mit dem Vorschlage seines Vaters versuchen wolle.

In der That war Michael des folgenden Abends zur Stelle. Die Mutter berichtete ihm in Kürze den Inhalt der den übrigen bereits bekannten Kapitel — es waren ihrer nur wenige — und begann hierauf zu lesen. Michael schien jedoch an dieser Art von Unterhaltung kein Vergnügen zu finden. Schon seine Weise zu sitzen bezeichnete ihn als einen, der nicht hierher gehörte. Er hatte seinen Platz zwischen der Witwe und Crescenz, aber ein Stück weiter zurück, im Schatten. Jeden Augenblick wechselte er die Lage seiner Arme, Hände, Beine, sah unter den Tisch, in alle Winkel und Ecken, an die Zimmerdecke, gähnte und blinzte wie schlaftrunken. Vier Tage hielt er es so aus, dann blieb er wiederum fort.

Uebrigens zeigte er auch tagsüber ein etwas verändertes Betragen. Es war offenbar, daß ihn irgend etwas bedrücke, und Gabriel, der kein ganz reines Gewissen mehr hatte, fragte ihn daher, nicht ohne einiges Bangen, ob er etwas gegen ihn habe. Michael antwortete sehr bestimmt mit Nein, ohne daß er jedoch dem Bruder

von jetzt an häufiger entgegengekommen wäre. Jeder hielt sich in seiner Werkstatt, denn auch die Gabriels stand schon lange fertig. Er war nun sein eigner Herr, hatte zwei Gesellen und ebensoviel Lehrlinge, und das Geschäft warf genug ab, sie alle zu nähren, zu kleiden und zu beherbergen. Ja er hatte sich sogar einen kleinen polnischen Schimmel anschaffen können, mit welchem er bald um einer Bestellung willen, bald zu seiner Lust häufig über Land kutschierte.

Es geschah nun in diesen Tagen, daß ein Verwandter seiner Schwägerin eine Anzahl von Schlosserarbeiten bei ihm bestellte. Als dieselben vollendet waren, äußerte sich Gabriel des Abends gegen seinen Vater dahin, er wolle morgen oder übermorgen selbst zu dem Käufer fahren, ihm die Stücke übergeben und die Arbeit, welche noch an Ort und Stelle zu verrichten sei, ausführen. Crescenz, die das hörte, bat, sie mitzunehmen. Sie sei ihrer Tante und Patfrau ohnedies schon lange ein Geschenk und einen Besuch schuldig, das Wetter verspreche heiter zu bleiben und sie verspreche dasselbe. Gabriel war über ihre Bitte insgeheim verwundert, hatte jedoch äußerlich keinen Grund zu einer abschlägigen Antwort. Zudem

war er seiner selbst sicherer geworden und konnte schon etwas an sich herankommen lassen. Sollte sich daher irgend etwas Aufklärendes begeben, so war er nicht unvorbereitet, ja würde, so meinte er jetzt, dasselbe gerne sehen. Daher wurde die gemeinsame Fahrt beschlossen.

Des andern Tages um acht Uhr früh hatte er sein Gefährt bereit. Es war ein kleiner Korbwagen, in welchem ein Sitz, für zwei Personen gerade hinreichend, an Riemen hing. Die Waren lagen im Korbe, der kleine Polack war angespannt. Michael trat mit Crescenz aus dem Hause, unbefangen und heiter, wie man ihn seit Wochen nicht gesehen hatte. Er half seiner Frau in den Wagen, wünschte ihr und dem Bruder eine angenehme Fahrt und grüßte noch mit der Hand, als das Geschirr um die nächste Ecke bog.

Sie fuhren durch ein altes Thor, sahen die mit Gartenanlagen bedeckten, staffelförmig aufsteigenden Wälle des Städtchens und die kleinen, dichtgedrängten, mit scharlachroten Ziegeln gedeckten Häuser darauf zu ihrer Rechten, dann rollten sie durch Felder hin, bis endlich die Straße sich senkte und in ein enges, von dem Flusse durchzogenes Thal einlief, welches wohl mehrere Mei-

len lang war und unter andern Ortschaften auch das Pfarrdorf enthielt, wohin sie zu reisen vorhatten. Die Hügelketten zu beiden Seiten des Thales waren ziemlich hoch, steil und dicht bewaldet. Die Straße zog sich zwischen Fluß und Waldessaum dahin, größtenteils frei und schattenlos, nur selten, wenn auch am Ufer Bäume standen und die des Forstes besonders breitästig waren, vor der Sonne gedeckt.

Sie mochten etwa eine Stunde lang in diesem Thale gefahren sein, als sie zu einer sehr schönen Stelle kamen. Eine schmale Wiese lief von der Straße aus die Höhe hinan; dichter Baumwuchs schloß sie auf drei Seiten ein, stellenweise gegen die Mitte des begrasten Platzes zu vordringend. Ungefähr fünfzehn Schritte von dem Fahrwege entfernt stand eine Buche von seltener Größe und Stärke auf dieser Wiese, ihr Schatten fiel bis nahe an die Straße herab. Crescenz verlangte von Gabriel, daß er hier ein wenig halten solle, ihr sei gar zu heiß, auch ihm werde es nicht schaden, und der Polack werde der allerzufriedenste sein. „Wird's nicht zu spät?“ fragte Gabriel. Sie aber sagte: „Es ist doch nur mehr eine halbe Stunde zu fahren, und wenn

wir uns hier auch aufhalten, wir sind vor elf am Ziel." So stiegen sie denn ab und zu der Buche hinan. „Ach," sagte Crescenz, indem sie sich ins Gras setzte, „welch' eine Wohlthat!" Bald jedoch lockten sie Wald- und Wiesenblumen, sie stand auf und hatte in kurzer Frist einen mäßigen Strauß gepflückt, mit welchem sie nun zu ihrem Schwager zurückkam.

Dieser lag auf dem Boden ausgestreckt, den Kopf in die linke Hand gestützt. Sie blieb lächelnd vor ihm stehen. „Nun?" fragte sie. „Nun?" fragte er mit dem Kopfe schüttelnd ebenfalls. Da zuckte sie mit dem Strauße gegen ihn hin, und er fühlte sich plötzlich von einem Sprühregen frischen Wassers getroffen, welcher aus den Blumen auf sein Gesicht herabfiel. „Was für ein Mutwille!" rief er verdrießlich, indem er sich abtrocknete. „Es ist Wunderwasser," sagte Crescenz. „Welches die Leute thöricht macht," fügte Gabriel noch immer unmutig hinzu. „Ja man sieht es," erwiderte sie und schaute ihn sonderbar an. „Aber sei nur wieder gut, es soll dir nichts mehr geschehen." Sie setzte sich zu ihm nieder, legte den Strauß auf ihren Schoß, nahm den Hut ab und breitete dann die Blumen vor sich

aus, als ob sie dieselben neu ordnen oder eine Auswahl unter ihnen treffen wolle. Sie schien durch Gabriels Worte verletzt zu sein. Er seinerseits fühlte sich beschämt und reuig, sie so unfreundlich behandelt zu haben, weshalb er vorerst schweigend und mit niedergeschlagenen Augen einige Grashalme ausrupfte und zerbiß, hierauf aber sich wieder an sie wandte und mit geändertem Tone fragte, ob sie am Flusse gewesen sei.

„Nein, am Brunnen," gab sie zur Antwort, indem sie ohne ihn anzusehen ihre Blumen zurecht legte.

„Am Brunnen? An welchem Brunnen?" fragte er.

„Es ist einer hier nebenbei," erwiderte sie wie zuvor.

„Mit Trinkwasser?"

„Ich glaube," versetzte sie. „Es sitzen oft Kröten drinnen."

„Und warum nennst du ihn einen Wunderbrunnen?"

„Die Kröten mögen das wissen!" Sie begann den neuen Strauß zusammenzustellen.

„Und du weißt es nicht?"

„Ich weiß es auch," sagte sie.

„Bist du mir böse, Crescenz?“ fragte Gabriel verlegen.

„Ich? Nein!“ Sie sprach das langsam und freundlich, aber mit einer gewissen Zurückhaltung aus, indem sie sich zugleich nach der andern Seite neigte, wie um etwas zu suchen.

„Warum redest du dann so wunderlich?“ fragte er wieder.

„Rede ich wunderlich?“ „Du antwortest mir ja nicht!“ „Wozu dich mit Thorheiten unterhalten?“ war ihre Entgegnung.

Er wußte nicht, was er darauf sagen sollte, und riß daher neuerdings einige Grashalme ab, um sie zu zerbeißen. „Sind es wirklich Thorheiten?“ brachte er endlich heraus.

„Eitle Wünsche sind immer thöricht,“ erwiderte Crescenz.

„Und was nennst du eitle Wünsche?“

„Ach,“ rief Crescenz, „du fragst wie ein Schulmeister! Geh' nur, geh' und laß dich anstellen! Ich will hier im Walde bleiben und ein Jäger werden, so einer, von dem es heißt: ‚Es blies ein Jäger wohl in sein Horn, und was er blies, das war verlorn‘.“ Sie hatte ihren Strauß fertig gebracht und hielt ihn empor, um ihn zu

betrachten. Dann streifte sie diejenigen Pflanzen, welche sie nicht in denselben aufgenommen hatte, von ihrem Schoße weg. „Wäre dir das nicht auch lieb?“ fragte sie.

„Ich verstehe dich nicht,“ antwortete Gabriel.

„Sieh'!“ fuhr sie fort, ohne auf seine Entgegnung zu achten, „ich würde die alte Crescenz da unter den Rasen legen, wo sie ihre Wünsche ausschlafen könnte, und in mein Horn stoßen und weiter ziehen dorthin, wo keiner von euch mich sehen mag.“

„Was führst du da für seltsame Reden!“ sprach Gabriel. Er glaubte jedoch zu verstehen, was sie meine, und seine Angst stellte sich wieder ein. „Komm,“ fuhr er fort, „es ist Zeit, daß wir aufbrechen!“

„Ein wenig noch!“ bat sie. „Nein!“ sagte er, „du wirst sonst gar zu wunderlich.“ Sie wiederholte ihre Bitte, er drängte noch mehr. Sonderbar, er sah Thränen in ihren Augen, aber das war nur ein Grund dafür, daß er um so fester auf seinem Verlangen bestand. Er wurde heftig, ja rauh. Da erklärte Crescenz, daß sie allein hier bleiben wolle. „Ist das dein Ernst?“ fragte er. „Ja!“ antwortete sie.

Verdrießlich ging er die Wiese hinab und bestieg den Wagen. „Crescenz!“ rief er noch einmal. Sie gab keine Antwort. Er trieb das Pferd an und fuhr eine kleine Strecke weit. Dann hielt er wieder und wartete. Umsonst, Crescenz kam nicht. Nun stieg er ab und ging den Weg zurück. Als er die Wiese erreichte, sah er Crescenz noch auf dem alten Platze, aber sie lag ausgestreckt, das Gesicht gegen den Boden gekehrt. Nicht ohne einen kleinen Schrecken eilte er zu ihr und erkundigte sich, ob ihr etwas fehle. Da sie keine Antwort gab, ließ er sich zu ihr nieder und wiederholte seine Frage. Sie rührte sich nicht. Nun faßte er sie an den Schultern und drehte sie so, daß sie auf die rechte Seite zu liegen kam; doch vermochte er ihr Gesicht nicht zu sehen, da sie dasselbe mit den Händen bedeckt hielt. Ihr Atem ging schnell aber leicht wie bei einem Menschen, der mit großer Spannung auf etwas wartet. „Crescenz!“ Umsonst! er mußte Gewalt brauchen, wenn er sich über ihr Befinden Klarheit verschaffen wollte. Mit einiger Mühe, denn sie sträubte sich heftig und besaß eine für Frauen große Körperkraft, zog er ihre Hände weg. Das Antlitz zeigte wohl die Spuren des

Druckes, aber keinerlei Anzeichen eines Unwohlseins. „Crescenz!“ rief er zürnend, „du hast mich zum besten!“ Sie bedeckte ihr Gesicht abermals. Gabriel wußte sich keinen Rat. Sollte ihr trotzdem übel sein? Er fragte noch einmal. Jetzt antwortete sie leise, daß ihr schon besser sei. „Also war dir doch unwohl?“ „Sehr!“ klang es durch die Finger.

Gabriel wollte ihr noch einige Zeit zur Erholung gönnen. Da hörte er das Rollen eines Wagens, der sich von der Stadt her näherte. Besorgt, es möchte etwa ein Bekannter vorbeikommen, welcher es alsdann nicht unterlassen würde, daheim allerhand Geschichten zu erzählen, teilte er Crescenz seine Wahrnehmung mit und bat sie, aufzustehen und sich fertig zu machen. Sie erhob sich und ordnete ihren Anzug. „Geh', Gabriel, geh'!“ sagte sie, „ich werde gleich nachkommen!“ Er lief mehr, als er ging, gegen die Straße und weiter gegen seinen Wagen zu. Ein entschiedenes Angstgefühl jagte ihn vorwärts. Er scheute sich, mit Crescenz auf der Wiese gesehen zu werden, und tadelte sich bitterlich, daß er sie mit sich genommen habe. Was sollte aus alledem werden? Unmutig genug hatte er seinen

kleinen Gaul erreicht, da fuhr auch schon jener Wagen vorbei. Ein Metzger aus der Stadt, durch sein grobes und auffahrendes Wesen über deren Weichbild hinaus bekannt, lenkte das Geschirr und rührte, als er an Gabriel vorüberfuhr, mit dem Peitschenstiele an seine Kappe, was einen Gruß vorstellte.

Einige Minuten später fand sich auch Crescenz ein. Sie war ruhig, ernst, nichts deutete auf eine vorangegangene Störung oder Erregung. Ohne ein Wort zu reden, stieg sie auf, rückte an ihren Platz und zog ihre Handschuhe an. Ziemlich schweigsam fuhren sie weiter. Bald wurde der Wald spärlicher, Felder und Wiesen zeigten sich, noch eine Biegung und sie waren in Georgenreuth; so hieß das Dorf, wo die Verwandten Crescentias wohnten. Sie wies ihm das Gehöft, wohin er zu lenken hätte. Es war ansehnlicher als die übrigen und durch einen kleinen Glockenturm auf dem Dache des Hauptgebäudes ausgezeichnet. Als sie durch das breite und hohe Thor einfuhren, schlug der Hund an, aber eine Magd trieb ihn in seine Hütte zurück und stellte sich vor deren Oeffnung, daß die Ankömmlinge frei in das Haus treten könnten. Als=

bald erschien auch der Besitzer des Hofes selbst, bewillkommte sie, hieß einen Knecht das Pferd in den Stall führen und den Hund von der Kette lösen, daß niemand von den Gästen durch denselben belästigt würde, worauf er jene in die große Stube geleitete. Gabriel wollte sofort an sein Geschäft, was aber der Bauer nicht zuließ, — man müsse unter Verwandten nicht so fremd thun, sagte er, und alles habe seine Zeit. Milch, Brot und Butter wurde aufgetragen, die Bäuerin und zwei halbwüchsige Knaben, ihre jüngsten Kinder und soeben erst gewaschen, vermehrten die Gesellschaft, Crescenz begrüßte, wurde begrüßt und bestellte Grüße, es ging ans Fragen, Erzählen und Schenken, und ehe man sich dessen versah, war es Mittag geworden.

Gabriel ertrug die Verzögerung ungern, er hätte am liebsten, wenn es schon so sein mußte, erst nach Beendigung der noch zu leistenden Arbeiten, und nachdem man über die Rechnung einig geworden, sich in eine Unterhaltung eingelassen. Aber daran war nicht zu denken: auch das Mittagsmahl mußte vorbei, und dann erst zeigte sich der Hausherr willig, das Geschäftliche abzuthun. Die Arbeiten waren übrigens sämtlich

geringfügig, und was die Rechnung betraf, so wurde dieselbe ohne erhebliche Abzüge angenommen und beglichen. Gabriel hätte nun heimfahren können und wollte es auch. Dagegen erhob jedoch sein Wirt verschiedene Einwendungen: eine Stunde wenigstens solle er noch bleiben, daheim verbrenne ja nichts, und wer könne wissen, wann er wieder einmal herauskomme; auch möge Crescenz noch nicht aufbrechen. So beschied sich denn Gabriel noch eine Weile zu verziehen und begab sich in die Stube, wo Crescenz und die übrigen bereits beim Kaffee saßen. Er staunte heimlich, wie wohlgemut sie war. Sie hatte ihr kleines Handkörbchen als einen Hut aufgesetzt, ein Band durch dessen beide Henkel gezogen, dasselbe unter dem Kinne zusammengebunden und versicherte ihren Vettern, welche sich über Form und Größe des Körbchens verwundert hatten, daß dies ein Hut neuester Mode, der wirkliche Hut dagegen nur für eine Reise aufs Land gemacht sei. Da sich die Knaben etwas ungläubig anstellten, so erfand sie noch allerlei lustige Geschichten, welche jene überzeugen sollten, und unterhielt so alle aufs anmutigste.

So mochte wiederum eine Stunde vergangen

sein, als Gabriel aufstand und an die Heimkehr erinnerte. Während der Wirt und seine Frau neue Einwendungen machten, waren die beiden Knaben hinausgelaufen, das Nötige zu besorgen, kamen jedoch bald wieder mit der Meldung, es sei ein Wetter im Anzuge. Das klang für Gabriel sehr unangenehm. Er ging sogleich ins Freie, sich den Himmel anzusehen. Eine schwere, schwärzliche Wolkenmasse rückte bedrohlich von Süden her, der Donner rollte leise aber ohne Unterbrechung über die ganze Breite des Horizontes von West nach Osten hin. Es war nicht rätlich, einzuspannen.

Die Wirtsleute schienen über den Aufschub erfreut, auch Crescenz bezeigte sich damit zufrieden. Gabriel allein war ärgerlich. Wenn er lange aufgehalten wurde, so war er gezwungen, die Nacht hier zu verbringen. Eine Fahrt, die in die Nacht hinein gedauert hätte, mochte er nicht unternehmen, teils weil er den Weg nicht genau kannte, teils — und dies fiel besonders schwer ins Gewicht — weil er Bedenken trug, Crescenz, die ihm heute so große Unruhe bereitet hatte, im Dunkel heimzuführen.

Das Gewitter hatte indessen unter heftigen

Windstößen, aber ohne Regen begonnen. Erst nach einer halben Stunde etwa tröpfelte es und gleich darauf verhüllte ein Guß, der fast ein Wolkenbruch zu nennen war, das ganze Thal. Die Blitze folgten einander so rasch, daß ein einziges, bald gelbes, bald bläuliches Licht in dem Sturme zu flackern schien, der Donner riß nicht ab, doch hörte man mehrmals an besonders heftigem Krachen oder Knattern, daß es in der Nähe eingeschlagen habe. Man wünschte sich Glück, unter Dach geblieben und vielleicht einem Unglücke, sicherlich aber einem unwillkommenen Bade entgangen zu sein.

Crescenz saß neben ihrer Gevatterin in der Ecke hinter dem Tische. Sie hatte das Körbchen vom Kopfe genommen und sprach gelassen über alltägliche Gegenstände. Der Bauer saß ihr gegenüber, Gabriel aber ging zumeist in der Stube auf und nieder, machte einmal an einem Fenster, dann an dem Tische Halt und sagte dies oder jenes, wie es sich gerade schickte. Es war übel genug um ihn bestellt. Die alte Sorge rumorte mächtig in seinem Gehirne und in seinen Ohren klang es wie der verlorene Hörnerschall, von welchem Crescenz vor fünf oder sechs Stun-

den nicht gerade geheimnisvoll, wie er meinte, gesprochen hatte, eine traurige Weise, die von nichts sang, als von zerbrochenem Glücke und friedloser Zukunft. In diesem Sinne wenigstens deutete er sich ihre wunderlichen Reden, ob er es gleich an Einwürfen gegen die Deutung keineswegs fehlen ließ.

Zudem wurde er nur allzuhäufig an ihr und an sich selber irre. Es wollte ihm, so oft er sie ansah, nicht in den Kopf, daß sie, die vorher nur Heiterkeit gewesen und jetzt nur Ruhe war, in Wirklichkeit nichts von beiden hätte sein sollen, ja er mochte nicht einmal das glauben, daß sie einer heftigen Leidenschaft fähig sei. Nach seiner Vorstellung war Crescenz ein bis zur Durchsichtigkeit klares, warmfühlendes, aber nicht heißblütiges Geschöpf, einem stillen freien Herbstmorgen zu vergleichen, an dem von Stürmen nicht die Rede sein kann. So heftige Windstöße gar, wie der vom heutigen Vormittage, schienen ihm vollends der Regel ihres Wesens zuwiderzulaufen, ja, noch mehr: selbst wenn er es über sich brachte, diese Regel dahin abzuändern, daß für Crescenz überhaupt Leidenschaft möglich war, so deuchte ihn ein Losbrechen wie das heutige nicht genü-

gend vorbereitet. Ein so unbändiges Aufbrausen mußte sich schon lange vorher und viel deutlicher ankündigen, als es geschehen war, konnte auch nicht so bald bis auf die letzten Spuren verschwinden. Vielleicht war irgend ein ganz zufälliges, ihm unbekanntes Begebnis, mit welchem er in keiner Weise etwas zu thun hatte, die Ursache jener seltsamen Störung, ein Begebnis, bei dem die Flüchtigkeit und Stärke der Wirkung nicht verwunderlich war.

Er dichtete ihr eine Liebe an, die schlimmsten Falles, denn Crescenz durfte ihn ja überhaupt nicht lieben, der seinigen glich, als diese noch in voller Blüte gestanden hatte. Das armselige Pflänzlein war nämlich bereits völlig verdorrt, eine Thatsache, die Gabriel nur ungern bekannte, da es doch seine einzige Freude gewesen war. Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, daß der trockene Stengel noch einmal treiben möchte, ja diese Hoffnung steigerte sich mitunter, wenn er sich mit seinen Gedanken über das durchsichtige und leidenschaftslose Wesen Crescentias bis in ein glückliches Nebelland verstiegen hatte, bis zur Erwartung. Er suchte dann allenthalben nach Gründen, seine seltsame Liebe zu rechtfertigen,

was ihm bei der Harmlosigkeit und, was er allerdings in Abrede zu stellen suchte, der Richtigkeit derselben nicht schwer fiel.

Kurz, er vertrieb sich die Zeit mit dürren und haltlosen Einbildungen, von denen er freilich immer wieder zur Wirklichkeit zurückkehren mußte, sowie mit einer stillen Disputation, wie er und wie Crescenz lieben dürfe.

Die Natur aber fragte nicht nach seinem Dürfen und Nicht-Dürfen! Gabriel, trotzdem er so nachdenklich und bekümmert auf und nieder schritt, empfand seiner Schwägerin gegenüber nichts andres als die Schwagerschaft; sie jedoch schaute ihm gelassen zu und ihre Gedanken verschlangen sich mehr und mehr, ein Rätsel.

Sie sprach jetzt noch weniger als früher, auch ihre Partner waren stille geworden. Alle schienen auf das Geräusch des Regens zu horchen, der noch immer in schwerer Menge niederströmte.

Da Gabriel, sobald er des allgemeinen Schweigens inne ward, sich durch dasselbe gedrückt fühlte, ja sich die Schuld davon beimaß, so wandte er sich an den Bauer und fragte ihn, ob er das Heu schon hereingebracht habe. Dieser bejahte, worauf Gabriel noch andre Fragen stellte, welche

bald ein Gespräch über Gegenstände der Landwirtschaft herbeiführten. Crescenz folgte demselben mit ruhiger Aufmerksamkeit, wunderte sich aber schließlich, wie ein Schlosser zu solchen Kenntnissen gelangt sei. Er entgegnete, daß er das selbst nicht wisse, worauf der Bauer meinte, dergleichen komme nach und nach, eine Erklärung, mit welcher man sich zufrieden gab.

Der Regen hatte unterdessen nachgelassen, und plätscherte nur mehr. Bald hörte er ganz auf, der blaue Himmel wurde wieder sichtbar, und abendlicher Sonnenglanz erfüllte das Thal. Die Vögel zwitscherten.

„Wollen wir nicht in den Garten gehen?“ fragte Crescenz.

„Es wird naß draußen sein,“ wandte der Gevatter ein.

„Wir sind nicht so zärtlich!“ entgegnete Crescenz.

Sie gingen hinaus. Der Garten lag hinter dem Hause, war von der Größe eines Joches und enthielt, was dergleichen Gärten zu enthalten pflegen: einige Nelken, Rosenstauden, Sonnenblumen, Gemüsebeete, einen kleinen Grasplatz und mehrere Obstbäume, zwischen denen Stricke

ausgespannt waren, bestimmt die Trockenwäsche zu tragen. Eine aus Latten hergestellte Laube, mit Schlingpflanzen dürftig überwachsen, war noch an das Haus angebaut und öffnete sich nach der entgegengesetzten Seite. Crescenz schlug vor, den Abend über in der Laube zu bleiben, womit sie nach einigem Widerstreben von Seite ihrer Verwandten, welche als echte Bauern die Stube vorzogen, auch durchdrang.

„Es ist mir lieb," sagte Crescenz zu Gabriel, „daß wir ins Freie kommen. Drinnen war es so dumpf." — Neben dem Garten lag ein Feld, welches unter seinen Halmen eine große Menge schöner Klatschrosen trug. Crescenz bezeigte Verlangen nach den roten Blumen und wollte hingehen, einige zu holen. Gabriel warnte sie vor dem lehmigen Boden, auch würden die Blumen, kaum gepflückt, schon die Blätter verlieren. „Ein Augenblick ist auch nicht zu verachten," meinte sie darauf. Da sie nach diesen Worten dem Felde zuschritt, so lief ihr Gabriel voran, brach in der Geschwindigkeit ein Dutzend oder mehr Klatschrosen und reichte ihr dieselben. Sie dankte höflich und bescheiden gleich einer Fremden, ja schien durch seine Gefälligkeit überrascht zu sein. Als

sie in der Laube angekommen waren, steckte sie die Blumen teils in das Haar, teils in den Busen, wobei ihr die Gevatterin wohlgefällig zunickte.

Es war mild und freundlich draußen, das Gewitter hatte die Luft nicht bis zum Frösteln abgekühlt. Die Sonne ging jetzt am reinen Himmel unter und die Glocke auf dem Dache des Hauses läutete den Abend ein. Crescenz schien bewegt und weich, sie schaute gegen den Wald im Westen, durch dessen dunkles Grün noch ein letzter, rötlich-gelber Schein glänzte. Als auch dieser verschwunden war, wandte sie sich zu Gabriel und der Gevatterin und wünschte ihnen guten Abend.

Das Nachtmahl versammelte die Familie zu den Gästen in der Laube. Doch harrte nur die Bäuerin diesen zu Ehren bei ihnen aus. Die andern entfernten sich mit Anbruch der Nacht.

„Warum sprichst du kein Wort?“ kehrte sich die Wirtin zu Crescenz, als dieselbe allzu lange schwieg.

„Es ist so finster,“ antwortete Crescenz.

„Da können wir Rat schaffen,“ sprach jene. Sie ging und kam bald mit einer brennenden Lampe zurück. „Es ist wahr,“ fuhr sie fort, „die Finsternis verleidet einem das Reden, und jetzt haben wir gar Neumond.“

„Ja, das ist wahr," sagte Crescenz.

„Aber noch nicht alles," erwiderte die Gevatterin. „Man hat so wunderliche Gedanken im Dunkeln, daß man am Leben irre werden könnte, und es heißt nicht umsonst: die Nacht ist keines Menschen Freund. Da saß ich einmal — aber wollt ihr es auch hören?"

In der That schien es, als ob die Gäste ihren Worten keine sonderliche Aufmerksamkeit schenkten. Crescenz betrachtete gedankenvoll einige entblätterte Mohnblumen, die sie von der Brust genommen hatte, und Gabriel fuhr mit dem Nagel des rechten Daumens langsam an der Tischkante hin und her, wozu er ein sehr gleichgültiges Gesicht machte. Nichtsdestoweniger versicherten beide, daß sie auf die Erzählung sehr begierig seien, und die Bäuerin begann: „Es war kurz vor meiner Hochzeit und ich stand etwa in deinem Alter, Crescenz, da saß ich einmal um die Dämmerung daheim in der großen Stube. Es ging schon stark gegen den Spätherbst zu, und ich weiß nicht, wie es kam — kein Mensch ließ sich sehen. Sie mochten in den Scheunen, im Stalle oder sonst irgendwo eine Arbeit oder einen Zeitvertreib haben. Ich hatte den ganzen Tag geschafft und war

froh, eine Weile sitzen zu können. Daß ich so allein war, freute mich auch, denn so durfte ich doch ungestört an die nächste Zukunft denken, was mir nicht gerade häufig gestattet war. Draußen nebelte es, nichts rührte sich, und hier innen bei mir war es gleichfalls so still, daß eine Fliege großen Lärm gemacht hätte. Aber die waren alle schon abgestorben und ausgekehrt, es war also ganz ruhig, wie in einer Kirche. Ich dachte an, ich weiß nicht was, da höre ich ein Knuspern unter dem Ofen, erst ganz leise und nur kurze Zeit, dann stärker und länger, und endlich knusperte es in einem fort. Eine Maus, denke ich mir und schaue nach dem Ofen hin, der mir gerade gegenüber stand. Richtig sitzt auch schon unser grauer Kater dort, als ob er schon den ganzen Tag gewußt hätte, daß da eine Maus auskriechen werde. Nun heißt es stille halten, denke ich mir wieder, rühre kein Glied und schaue nur immer den Kater an. Der rührte sich auch nicht, aber seine Augen leuchteten mehr und mehr, und weil mir die Stube schon wie eine Kirche vorkam, so erinnerten mich diese Augen an die grünen Glaskugeln im heiligen Grab, hinter denen je ein Lichtlein brennt und die mir mein Lebtag höchst merk-

würdig waren. Es war mittlerweile ganz dunkel geworden, die Maus setzte etwas ab, bald jedoch knusperte sie wieder. Nun mag der Himmel wissen, wie es kam, daß ich über dem langen Stillsitzen und Schauen Katze und Maus vergaß und nur das mehr in Gedanken hatte, was ich einzig sah, die grünen Augen. Zum erstenmal in meinem Leben ward ich es deutlich inne, wie diese Augen auch im Finstern sähen, und mir wurde dabei ganz närrisch. Obendrein lagen mir die Grablampen im Kopfe, ich fing an zu grübeln und grübelte über Katzen- und Menschenaugen, über Tag und Nacht und alles, was nur in der Welt hell und finster ist, und am Ende kam es mir vor, als ob alles nur an den Augen läge, als ob sie alles machten, was man sehen kann, worüber mir angst und bange ward. Und so verloren und irre war ich, daß ich sicherlich bis zum Morgen auf meinem Stuhle verblieben wäre, wenn man mich allein gelassen hätte. Aber da trat ein Knecht mit einer Stalllaterne herein und machte dem Ding ein Ende. Mir war den ganzen Abend nicht mehr wie sonst, und ich habe mich seit der Zeit immer gehütet, wenn es finster ward, allein zu bleiben."

Die Bäuerin schwieg und wartete, ob jemand

etwas sagen werde. Da dies aber nicht geschah, so gab sie Crescenz einen leichten Schlag auf die Schulter und sagte: „Noch immer stumm?“

„Ich denke über deine Geschichte nach,“ antwortete diese.

„Daß dich! —“ rief die Gevatterin, „du wirst dir doch nicht über solche Dinge den Kopf zerbrechen?“

„Sie steckt heute voller Absonderlichkeiten,“ bemerkte Gabriel.

„Muß das Absonderliche falsch oder schlecht sein?“ erwiderte Crescenz.

„Das habe ich nicht gesagt,“ war seine Antwort. „Aber nicht jedem thut es gut.“

„Vielleicht bist du einer von denen,“ sprach sie leiser.

„Nein, nein!“ versetzte er mit Bestimmtheit. „Weder ich noch du, noch sonst eines von uns ist zu dergleichen geboren.“

„Gabriel, Gabriel! Ich fürchte, du leuchtest mit der Stalllaterne!“

„Immerhin besser als ins Dunkle schauen!“ antwortete er, gestand sich jedoch insgeheim, daß sie nicht unrecht hatte.

„Wenn man aber ohne Stalllaterne sieht?“

„Bist du denn eine Katze?“

„Wenigstens habe ich Katzenaugen!“ antwortete sie.

Die Gevatterin, welche bisher ruhig zugehört hatte, konnte sich nun nicht mehr enthalten zu lachen. „Nein, das ist zu närrisch!“ rief sie und faßte Crescenz mit beiden Händen am Kopfe, um die seltsamen Augen recht nahe zu betrachten.

„Nun?“ fragte Crescenz.

„Meiner Treu!“ erklärte jene, „rund und grau!“

„Mit einem Stich ins Grüne,“ fügte Crescenz hinzu. „In der Schule nannten sie mich die Katzenäugige.“

„Vom Grünen sehe ich nichts,“ warf die Gevatterin ein.

„Das macht die Lampe!“

„Aber habe ich dich denn noch nie bei Tage gesehen?“

„Vielleicht weiß es Gabriel?“ sagte Crescenz. „Nein!“ antwortete dieser.

„Da wird es dein Mann schon eher wissen,“ meinte die Bäuerin.

Crescenz bewegte die Lippen, als ob sie für sich selber etwas spräche, dann zog sie die Mohn-

rosen aus ihrem Haar und legte sie vor sich auf die Tischplatte. Sie hatten bereits die Blätter verloren. Selbst heute vormittags war Gabriel nicht so rauh abweisend gegen Crescenz verfahren. Mit den zweideutigen Anwandlungen des Nachmittags war es vorbei, er war gewissermaßen ganz Charakter geworden, was ihm bei seiner Verfassung allerdings nicht sehr schwer fiel. Crescenz schien denn auch in der That etwas verschüchtert zu sein, redete wenig und das nur mit der Gevatterin. Nur einmal noch wandte sie sich zu ihm, aus folgendem Anlasse.

Einige Motten umtanzten die Lampe, flogen an das heiße Glas, versengten sich, flogen zurück und wieder hin, wie es eben Mottenbrauch ist. Crescenz wurde aufmerksam und ließ es sich angelegen sein, die Tierchen zu verscheuchen.

„Laß sie doch!“ sagte die Gevatterin. „Sie sind selbst schuld daran, wenn sie verbrennen.“

„Wenn ich doch das nicht hören müßte!“ antwortete Crescenz. „Aber so geht es in der Welt: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.“

Wiederum schien etwas Anzügliches in ihren Worten zu liegen, und Gabriel, der es sich in

den Kopf gesetzt hatte, nichts dergleichen passieren zu lassen, sagte daher: „Dennoch läßt sich, falls man ernstlich will, manches Unglück vermeiden.“

„Ja,“ entgegnete Crescenz, „gerade so meinte der Mann mit der Laterne, als er des Nachts in den Stall ging; und da ihm die Laterne entfiel, zerbrach und das Licht einen Haufen Stroh in Brand steckte, meinte er, das sei nur ein Strohfeuer. Aber der Hof brannte trotzdem ab.“

„Das ist ungereimtes Zeug!“ sagte Gabriel.

„Mag sein!“ gab sie zur Antwort. „Aber das ist eben das Unglück, daß sich so vieles nicht reimen läßt.“

Die Gevatterin schüttelte den Kopf und sprach: „Ihr seid ein streitsüchtiges Volk und werdet, wenn wir sitzen bleiben, bis morgen früh nicht zu Ende kommen. Das beste ist, wir gehen schlafen.“

Sie nahm die Lampe vom Tische und ging voran. Als sie in der großen Stube angelangt waren, entfernte sie sich auf einen Augenblick, um aus der Küche zwei Kerzen zu holen. Da sagte Crescenz: „Ich muß dich heute noch sprechen, Gabriel!“ Er schien verwundert und unschlüssig. „Ich muß,“ wiederholte sie dringender. „Worüber?“ fragte er. „Das sollst du dann hören!“

„Und wo?“ „Auf meiner Kammer. Ich werde die Thür ein wenig offen lassen.“ „Crescenz!“ erwiderte er, „was soll das?“ „Ist es soweit mit uns, daß du Bedenken trägst?“ rief sie leise aber heftig. „Ich sage dir, du kannst ohne Sorge sein, Gabriel!“ Man hörte die Bäuerin an der Thüre. „Willst du?“ fragte Crescenz noch einmal. „Ich werde kommen,“ antwortete er.

Sie wurden ins erste Stockwerk geführt und jedem ein Gelaß angewiesen. „Streitet euch nicht!“ warnte die Gevatterin scherzend. „Die Wand ist so dünn, daß ihr jedes Wort hören könnt, welches das eine oder andre laut sagt!“ Die beiden Frauen wünschten Gabriel gute Nacht. Er ging in seine Kammer und hörte, wie jene nebenan noch sprachen, aber so leise, daß er nichts verstehen konnte. Er setzte sich auf einen Stuhl, um zu warten, bis die Bäuerin sich entfernte. Seine Aufregung war groß. Ihm war, als hätte ihn Crescenz mit einem Rucke von der Höhe gerissen, von welcher herab er sie heute gemeistert hatte. Ihre Miene war bedeutender, ihre Schönheit schöner geworden, alle Rechte waren ihr zugefallen, alles hing von ihr ab. Er

konnte diese Vorstellung nicht los werden, und ein tiefer Verdruß darüber, daß es so war, quälte ihn bis zur Unerträglichkeit. Fragte er sich, ob er sie noch liebte, so mußte er mit Nein antworten, dafür aber hatte er die Empfindung, ihr Schuldner zu sein. Die Pein der Erwartung, die Sonderbarkeit der Umstände, der Reiz des Geheimnisvollen spannten seine Nerven; nichts, was ihn hätte beschwichtigen können — und noch war die Bäuerin nicht weggegangen. Was sie doch so lange zusammen sprachen? Die Uhr auf den Tisch gelegt, folgte er dem langsamen Zuge des Sekunden-, dem unleidlich trägen des Minutenzeigers. Schon war eine Viertelstunde abgelaufen, noch fünf, sechs, sieben Minuten, da endlich hörte er, wie Schritte laut wurden. Die Thür des Nebenzimmers knarrte, das Schloß schnappte zu, die Schritte entfernten sich, jetzt waren sie auf der Treppe, jetzt im Hausflur, wieder knarrt eine Thür, schnappt ein Schloß, dann ist es ruhig.

Gabriel saß regungslos und lauschte: auch drüben war alles still. Sein Herz pochte heftig und schnell. Es ward ihm schwer, nicht aufzuspringen und wenigstens auf und ab zugehen. Er

hörte nichts, gar nichts. Zehn lange Minuten vergingen. Jetzt wurde nebenan ein Fenster geschlossen. Sie mochte also bis nun aus dem Fenster geschaut haben. Leichte, schnelle Schritte wurden vernehmlich, es knackte an der Klinke, die Thür wurde leise geöffnet. Der Augenblick war da.

Behutsam schlich Gabriel hinüber. Es war wohl der sonderbarste Weg, den er zeitlebens gemacht hatte. Als er in das Zimmer Crescentias trat, sah er dieselbe nicht sogleich. Es war groß, mit massiven Schränken, Truhen und Bettladen bestellt, nur von einer einzigen dünnen Kerze beleuchtet und von einem starken Flachs- und Seifengeruche erfüllt. Crescenz saß noch völlig angekleidet auf ihrem Bette und hielt ein Taschentuch in der Hand. Als er näher kam, bemerkte er, daß sie sehr blaß war, dunkle Ringe um die Augen hatte und schluckte, gleich als ob ihr etwas in der Kehle säße.

Lange fiel kein Wort zwischen ihnen. — Gabriel war einige Schritte von ihr entfernt stehen geblieben und hatte die Hand auf den Deckel eines Kastens gestemmt. Wie gerne hätte er etwas gesagt, aber er fühlte, daß nicht ihm das erste Wort zustehe und daß alles, was er

auch vorbringen möchte, schal und bedeutungslos sein müsse.

Endlich begann sie mit verweinter, gebrochener Stimme zu reden. „Gabriel,“ sprach sie, „bist du böse, hierhergekommen zu sein?“ Er schüttelte den Kopf. „Ich konnte es nicht ertragen,“ fuhr sie fort, „dich morgen heimfahren zu lassen, ohne dir etwas gesagt zu haben.“ Gabriel verlor beinahe den Atem: „Willst du nicht mit zurück?“ fragte er. „Nein!“ antwortete sie, „ich werde noch einige Tage hier bleiben.“ Sie schaute nachdenklich auf die Dielen, dann ballte sie mit beiden Händen ihr Taschentuch zu einem kurzen, eiförmigen Wulste zusammen. „Heute ist mir klar geworden,“ begann sie. — Sie schwieg jedoch, ohne den Satz zu vollenden; an Mund und Kehlkopf zeigte sich wieder jene Bewegung des Schluckens. Gabriel getraute sich nicht, sie zu fragen. Sie blickte starr vor sich hin, dann irrten ihre Augen in der Stube umher, als ob sie etwas suchten. — Endlich schien sie wieder ruhiger zu werden. „Gabriel,“ fing sie an, „wenn ich dich etwas frage, wirst du mir dann die Wahrheit antworten?“ „Sei dessen versichert, Crescenz!“ entgegnete er. Abermals entstand eine

Pause, während derer sie sich auf die Worte, welche sie nun anwenden sollte, zu besinnen schien. Oder sie erwog die Thatsache, die es auszusprechen galt, zum letztenmal, wenigstens nickte und schüttelte sie abwechselnd mit dem Kopfe, als ob sich etwas bald als unzweifelhaft bald als unmöglich darstelle. „Gabriel!“ brachte sie jetzt langsam hervor. „Nicht wahr, du verachtest mich?“ Ihr Kopf neigte sich tief bei diesen Worten und hob sich noch nicht, als die Antwort schon gegeben war. „Crescenz!“ sagte Gabriel, „wie magst du doch auf solche Gedanken kommen?“ „Ach!“ seufzte sie, „du täuschest dich, gewiß du täuschest dich.“ „Liebe Crescenz!“ erwiderte er, „so bestimmt ich hier auf dieser Stelle stehe, so bestimmt habe ich dir die Wahrheit gesagt.“ Sie hatte ihre Hände in den Schoß gelegt und betrachtete dieselben. Jetzt fing sie an langsam einen Ring zu drehen, den sie an der Rechten trug. Es war ihr Trauring. „Liebe Crescenz, liebe Crescenz!“ murmelte sie. Plötzlich schlug sie mit dem Ausrufe: „Ach, was hilft mir alles dies? Mir ist so furchtbar, so fürchterlich!“ die Hände über dem Kopfe zusammen und warf sich krampfhaft schluchzend auf die Kissen.

So lag sie lange, lange, während Gabriel wie festgeschraubt an seinem Kasten stand und schaudernd ihren zuckenden Körper betrachtete. Ach, der Grund ihrer Qual war nur zu offenbar; sie litt um seinetwillen. Er zitterte, als er sich dies eingestand, denn was konnte er um ihr zu helfen thun? Sollte er Haus und Heimat verlassen? — Schnell und kurz wie ein Blitz war dieser Gedanke in ihm helle geworden, aber tausend andre hatten ihn verdunkelt. Dennoch leuchtete er immer wieder auf: in die Fremde, in die Fremde! Während er noch überlegte, erhob sich Crescenz. Sie trocknete ihre Thränen, aber bald flossen ihr wieder neue über die Wangen herab, als sie sagte: „Wenn ich mir nur einen Rat wüßte!“ „Thu, was recht ist,“ erwiderte Gabriel. „Und was ist recht?“ fragte sie niedergeschlagen. — „Das, wobei dein Gewissen rein bleibt.“ — Sie lächelte traurig: „Weißt du sonst nichts?“ „Nichts!“ antwortete er. „Dir muß es wohl sehr leicht sein, das Rechte zu thun?“ sagte sie leise. „Es ist mir, denke ich, noch niemals schwer angekommen, etwas Böses zu unterlassen,“ versetzte er.

„Ja, aber das, was man gegen den eignen

Willen irgend jemand zuleide thut!“ sprach sie. „Das ist vielleicht nicht böse, aber es schmerzt darum nicht weniger.“

Gabriel schlug die Augen nieder und schwieg. Sie schaute ihn jetzt an, zum erstenmal, seit er da stand, und sprach: „Hast du mir denn gar nichts zu sagen?“ — Er wagte nicht einmal aufzublicken. — „Es muß heraus!“ hob sie nach einem langen Schweigen an. „Der heutige Tag hat so viel gebracht, er muß alles bringen. Gabriel, wir sind in gleichem Falle!“ Sie begann heftig zu zittern: „Gabriel!“ rief sie flehentlich, „Gabriel mach' ein Ende!“

„Kann ich das?“ fragte er.

„Was du mir angethan hast,“ sagte sie zögernd, „werde ich deinem Bruder anthun müssen, wenn du nicht — gehst.“

Gabriel war es mit einemmal zu Mute, wie einem Bergmann, der, lange in der Grube verschüttet, von allen Schrecken der Finsternis, des Hungers und der Einsamkeit gequält, wieder ans Licht steigt. „So gilt dir Michael noch etwas?“ rief er.

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und weinte leise. Plötzlich wurde es hell im Zimmer.

Die Kerze war herabgebrannt und hatte das Papier, womit sie unten umwickelt war, entzündet. Gabriel schlich auf den Zehen hin, um zu sehen, wie lange das Stümpfchen noch aushalten könne, und fand, daß es in einigen Minuten erlöschen müsse. Zugleich erinnerte er sich nicht ohne Schreck, daß er drüben das Licht habe brennen lassen. „Crescenz," sagte er freundlich, indem er ganz nahe zu ihr trat, „du mußt nun schlafen gehen. Es wird gleich finster hier sein." Sie ließ die Hände sinken und fragte unter Thränen: „Willst du?"

„Ich will!" antwortete er. Sie faßte seine Hand und hatte dieselbe, ehe er es wehren konnte, geküßt. „Was thust du?" fragte er mit einer Gebärde der Verwunderung, sie aber sagte nichts als: „Gute Nacht!" So ging er nach seiner Kammer.

Er löschte seine Kerze, deren Flamme ebenfalls schon das Papier ergriffen hatte, entkleidete sich und ging zu Bette. Ihm war friedlich und heiter wie seit Jahren nicht, aber er blieb noch lange wach. Nach einer Weile hörte er, wie auch Crescenz zur Ruhe ging. „Schlaf' wohl, du Gute, Reine!" dachte er und dachte nichts

mehr als dies, bis ihm endlich die Sinne vergingen und der Schlaf kam.

Das Brüllen und Blöken des zur Weide gehenden Viehes erweckte ihn. Ein heller Tag schien in sein Fenster, und da er dasselbe über Nacht niemals geschlossen hielt, so war die Kammer von Heu, Stroh und grünen Pflanzen aller Art durchduftet. Er war völlig ausgeruht und frisch. Rasch sprang er von dem Bette, kleidete sich an und stieg in das Erdgeschoß hinab. Die Bäuerin stand im Hausflur und brach Eierschalen klein, deren sie eine große Menge in ihrer blauen Schürze hatte. „Guten Morgen!“ sagte sie, „die Crescenz ist schon in der Laube. Sie wird aber nicht mitfahren. Da heißt es allein zurück, Herr Vetter!“

„So? so?“ sagte Gabriel. „Nun, wenn es ihr nur Freude macht!“

„Wir werden sie schon unterhalten!“ antwortete jene. Dann schritt sie mit ihrem Eierschalenbruch in den Hof hinaus und streute die Scherben um sich, indem sie die Hühner lockte.

Als Gabriel in die Laube trat, fand er Crescenz und den Bauer daselbst sitzend. Sie sah blaß und traurig aus. Ihre Züge waren schlaff,

die Augen trüb und verschwollen; das Haar, welches sie sonst immer um die Stirn zierlich gekräuselt und rückwärts in ein Nest geflochten trug, entbehrte der gewohnten Sorgfalt. Die Krausen waren aufgegangen und hingen nun als kurze Strähne über ihre Stirn herab, welche dadurch fast ganz verhüllt wurde. Den Kopf vornübergeneigt saß sie da und spielte mit einem Glase, woraus sie früher Milch getrunken hatte. Sie fuhr mit dem befeuchteten Finger langsam über den dünnen Rand des Gefäßes hin und entlockte ihm jenen feinen und doch vollen Ton, der gleichsam ohne einen Entstehungsort, weil über diesen täuschend, frei in der Luft zu schweben scheint.

„Unsre Crescenz hat heute schlecht geschlafen,“ sagte der Bauer. „Das Zimmer sei so voll von Seifengeruch gewesen, sagte sie, und das hätte ihr Kopfweh gemacht.“

„Es wird schon wieder vergehen,“ sagte Crescenz, indem sie Gabriel die Hand reichte.

Man redete noch eine kurze Weile hin und her, dann machte sich dieser zur Heimfahrt fertig. Der kleine Schimmel wurde eingespannt, und da die beiden Söhne des Wirtes nach Knabenart

die Lust an den Tag legten, ein wenig mitzu-kutschieren, so lud sie Gabriel auf, trotz des Widerspruches der Eltern, welche ein solches Begehren zudringlich fanden. Er dankte für Bewirtung und Herberge; der Bauer antwortete ablehnend, er sei nichts schuldig als das Wiederkommen. Nun trat Crescenz heran: „Lebe wohl!“ sprach sie. „Baldiges Wohlsein!“ erwiderte Gabriel. „Hoffen wir das!“ sagte sie. „Glückliche Reise!“ riefen alle und „Nicht zu weit!“ der Wirt den beiden Jungen zu, da fuhr Gabriel durch das Hofthor. Als er bei einer Biegung des Weges nach demselben zurückschaute, sah er Bauer und Bäuerin dort stehen, aber ohne Crescenz.

Nach einer Viertelstunde etwa sandte er seine Begleiter zurück und fuhr nun rascher seine Straße. Erst jetzt wurden seine Gedanken frei und begaben sich alsobald dorthin, wo ihr Platz war, zu dem traurigen jungen Weibe, welches er nur noch kurze Zeit, vielleicht auch nimmer sehen sollte. Sonderbar, daß ihm dies nicht zuvor eingefallen war! Das Spiel war zu Ende, es hatte lange genug gedauert, und wenn es schließlich in Ernst umgeschlagen war, so hatte es nur das Schicksal

alles Spieles erfahren. Wird ja doch hinwiederum aller Ernst mit der Zeit zum Spiele! Sonderbar war es allerdings, daß nun Schranken sich erhoben hatten, wo es früher keine gegeben; daß sein Leben von dem der Nächsten geschieden, alles abgeteilt, bemessen, hüben das Mein und drüben alles andre war. Ja ihm schien, als ob er heute zum erstenmal die Natur deutlich in Klassen gespalten sähe: die Tiere deuchten ihn tierischer, die Pflanzen pflanzlicher, die Steine steiniger geworden zu sein, und fremder alles.

Die grüne Heiterkeit, mit welcher er aufgestanden und ausgefahren war, verflog allmählich. Der Weg streckte sich gewaltig, dennoch kam die Stadt viel früher in Sicht, als Gabriel geglaubt hatte. Die sollte er nun auch verlassen, und je eher, desto besser; und Verwandte und Haus und Werkstatt und Arbeit und Unterhalt und alles, was ihm vertraut und notwendig war! Welche Vorsätze hatte er gefaßt, welche Zukunft wartete seiner!

„Halt! Aufgeschaut!“ rief eine Stimme.

Gabriel fuhr auf. Er wäre um ein Haar mit einem Kohlenwagen zusammengerannt, dessen Lenker noch lange hinter ihm her schimpfte. Mit

jener eigentümlichen Empfindung, um der besten Gedanken willen etwas Uebles angerichtet zu haben und dafür gescholten zu werden, beschämt und ärgerlich zugleich für seine und die andre Person, kutschierte er weiter. Jetzt war er unter dem Thore, rasselte über das Pflaster, den Markt, nun in eine Gasse, um eine Ecke. Er war zu Hause.

Michael stand vor der Hausthüre. „Wo ist Crescenz?" fragte er.

„Die will erst in einigen Tagen hereinkommen," antwortete Gabriel.

„Verfluchte Geschichte!" brummte der andre und ging ins Haus zurück.

Von der Mutter wurde Gabriel mit allerlei wunderlichen Reden empfangen, aus denen er nur soviel entnehmen konnte, daß irgend etwas los sein müsse, jedoch keineswegs eine genügende Aufklärung. Der Vater war auf seinem gewöhnlichen Spaziergange begriffen, von welchem er erst gegen Mittag heimzukehren pflegte. Von ihm war schon eher eine bestimmte Aeußerung zu erwarten, einstweilen aber wollte Gabriel nach der Arbeit sehen. Er kleidete sich um und begab sich in die Schlosserei. Es war alles in bester Ord-

nung, von daher konnte also kein Anlaß zur Unzufriedenheit genommen worden sein. Sollte es Crescenz und mit ihr auch ihm gelten? „Jedenfalls wird es der Vater sagen,“ dachte Gabriel.

Der Mittag kam. Gabriel verließ die Werkstatt und begab sich ins Vorderhaus. Er wollte eben die Treppe beschreiten, da kam der alte Engel mit Stock und Hut herunter. „Wohin? wohin?“ rief Gabriel und „guten Tag, Vater!“ „Guten Tag!“ erwiderte dieser, „ich gehe ins Stadthaus.“ „Du bleibst nicht beim Mittagessen?“ „Schon gegessen!“ sagte der Alte. „Ist denn die Angelegenheit so dringend?“ fragte der Sohn. „Ja, ja, es pressiert!“ war die Antwort. Damit ging er hinweg.

Ernstlich besorgt stieg Gabriel die Treppe hinan und trat in die Wohnstube. Die Mutter saß am Tische und legte ihm die Speisen vor. Dazu führte sie dieselben Reden wie früher. Soviel allerdings konnte er sich jetzt zusammenreimen, daß irgend ein Gerücht, seine gestrige Fahrt betreffend, sich verbreitet haben müsse, wobei höchst wahrscheinlich der bewußte Metzger seine Hand im Spiele hatte. Ueber dasjenige hingegen, was

dieses Gerücht im besonderen schwatzte, konnte er sich nur Vermutungen bilden.

In solcher Stimmung zog er wieder hinab. Sollte es abends ebenso bleiben? Er beschloß, Vater und Bruder anzutreten, falls ihm dieselben nicht aus freien Stücken entgegenkommen würden. Freilich, was er zu sagen hatte, war kaum in eine Form zu bringen. Mußte er nicht durch die Mitteilung seines Entschlusses, Heimat und Vaterhaus aufzugeben, jeden in Verwunderung setzen und auch dort Verdacht pflanzen, wo bisher noch keiner gewachsen war? Wie sollte er diesen Entschluß begründen, da er die Wahrheit nicht aussprechen durfte, ohne denjenigen Frieden, welchen er durch sein Opfer zu erhalten bedacht war, zu zerstören? Eine Zeitlang schwebte ihm der Plan vor, die Wirklichkeit in seiner Begründung umzukehren, sich als den hoffnungslos Liebenden, Crescenz als die Unwissende darzustellen. Dann sagte er sich wieder, ein Vorgeben dieser Art sei lächerlich, die Notlüge ungeschickt erfunden und keinen Augenblick oder doch nicht auf die Dauer haltbar, ja die Aufmerksamkeit müsse durch sie auf das hingelenkt werden, was sie verbergen solle. Besser war es, nach Gründen zu suchen,

welche annehmbar und von den wirklichen so weit als möglich entfernt waren, aber wo diese finden? Ja, und herrschte denn überhaupt noch Friede und Vertrauen? Lauerte nicht allerorten der Argwohn? Hatte er nicht schon die Zwietracht sich regen sehen?

Es wurde Abend, ohne daß Gabriel mit seiner Ueberlegung zu Ende kam. Gesellen und Lehrlinge, gewohnt früher als ihr Meister die Werkstätte zu verlassen, machten Ordnung in derselben und gingen hinweg. Die Dämmerung draußen war schon ziemlich weit vorgerückt; hier innen zwischen den trüben Fensterscheiben, zwischen den geschwärzten Wänden war es noch viel dunkler. Ein wenig Glut, durch eine dünne Aschenschicht wie durch einen Schleier hindurchleuchtend, war das einzige, was nach etwas Heiterkeit aussah. Gabriel war vor dem Herde stehen geblieben. Er wollte warten, bis die Glut verglommen war, um dann in die Stube seiner Eltern, vielleicht auch zu dem Bruder zu gehen, als die Thür sich öffnete und dieser selbst hereintrat. „Guten Abend!“ sagte er.

„Guten Abend!“ erwiderte Gabriel.

Indessen hatte es keineswegs das Aussehen,

daß der Wunsch, welcher in ihrem Gruße lag, erfüllt werden sollte. Michael schritt sehr aufgeregt die Werkstatt auf und nieder, und Gabriel wußte nicht, was zu beginnen. Es erging ihnen wie zwei schlagfertigen Heeren, die einander voll Spannung gegenüberstehen, ohne daß es jedoch zum Kampfe kommt, bis endlich ein vereinzelter Schuß, ein scheugewordenes Pferd oder etwas Aehnliches den Beginn des Gefechtes herbeiführt. So brach denn auch hier eine Kleinigkeit, ein leises Geklingel das Schweigen, welches bis jetzt durch das gleichförmige Tapp-tapp der Schritte Michaels gleichsam nur gemessen, aber nicht aufgehoben worden war.

Dieser hatte mit dem Fuße irgend einen kleinen Gegenstand angestoßen, der nun mit einem schwachen metallischen Tone über die Steinfliesen hinschürfte. „Was ist das?“ fragte Michael, indem er sich bückte, das klingende Körperchen zu suchen. „Wahrscheinlich ein Stück Blech,“ antwortete Gabriel, und in der That hob jener einen kurzen eingerollten Blechstreifen auf, der das Geräusch erzeugt hatte, betrachtete ihn eine Weile, wickelte ihn dann auf und spannte ihn in einen Schraubstock. „Warum ist Crescenz

nicht mitgekommen?“ wandte er sich jetzt an den Bruder.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete dieser.

„Merkwürdig!“ murmelte Michael. Dann begann er langsam an dem Zuge des Blasebalgs zu arbeiten, als wollte er die Glut auf dem Herde anfachen. „Was thust du?“ fragte Gabriel. „Nichts!“ sagte der Bruder. Plötzlich riß er so heftig an dem Zuge, daß die Funken von der Esse stoben. „Schau' mir ins Gesicht!“ heischte er.

„Was willst du denn?“ fragte Gabriel.

„Weißt du es wirklich nicht?“

Gabriel besann sich. Es deuchte ihn, daß er mit Fug sowohl Ja als Nein sagen könne. Das letztere war unzweifelhaft ersprießlicher, also entschied er sich dafür und antwortete mit Nein.

„So weißt du auch wohl nicht, daß sonderbare Reden in der Stadt umgehen?“ forschte Michael weiter.

„Kein Wort davon!“

„Merkwürdig!“ brummte jener abermals. „Vielleicht weißt du auch nicht, daß du gestern vor jemand davongelaufen bist?“

„Auch das weiß ich nicht,“ erklärte Gabriel.

„Lüge nicht, Bruder!“ rief jetzt Michael heftig.

„Ich habe dir immer vertraut, vertraut bis gestern, bis heute! Soll ich jetzt glauben, was die Leute sagen?“

Gabriel war sich natürlich wohl bewußt, nicht in allen Stücken unumwunden die Wahrheit gesagt zu haben, aber auch der guten Absicht, in welcher dies geschehen war. Als Kind hatte er einmal einem Bettler, der ihn um ein Almosen bat, sein angebissenes Butterbrot gegeben. Aber der Bettler hatte ihm dasselbe unter Schmähungen vor die Füße geworfen. Ein ähnliches Gefühl wie damals ergriff ihn jetzt. Des Bruders barsches Verhör, sein ungerechter Verdacht ließen ihn beinahe desjenigen vergessen, was wirklich begründet war. Er fand sich zum Trotzen aufgelegt, seine Antworten wurden abweisend statt aufklärend. Der Bruder sollte es bleiben lassen, so mit ihm zu reden. Daß er hiermit das Gute, welches er durch seine Ausflüchte zu stiften gedachte, wieder aufhob, erwog er in dieser Verfassung nicht. „Thu', was du nicht lassen kannst,“ entgegnete er Michael. „Und was sagen denn die Leute?“

„Traue keinem Einäugigen!“ sprach Michael. Gabriel spürte, wie es ihm heiß in die

Wangen stieg. Es war das erste Mal, daß er so an sein Gebrechen erinnert wurde. Aber da kam ihm auch der Gedanke an Crescenz und wie sie gestern die Motten von der Flamme gescheucht hatte. Er faßte sich und erwiderte: „Jemand, der viel besser ist als du und alle deine Leute, hat einmal gesagt: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.“

„Ja!“ versetzte der andre. „Ich muß dir wohl dafür danken, daß du mir die Sorge abgenommen hast.“

„Es wäre gut, wenn du endlich mit der Farbe herausrücktest,“ sprach Gabriel mit unwilligem Tone.

„Ja,“ war die Antwort, „es wird hohe Zeit, daß die Geschichte ein Ende nimmt. Das hat mir schon so mancher zu verstehen gegeben.“

„Zum Beispiel?“ fragte Gabriel.

„Zum Beispiel Kroner, der Metzger, wenn du ihn kennst!“

„Ah, das ist ein tüchtiger Bürge! Ich sah ihn gestern.“

„Ja, und er sah dich auch und Crescenz auch!“

„Da ist wohl viel zu reden gewesen!“

„Es ist nicht von heute noch von gestern, daß es etwas zu reden gibt,“ antwortete Michael, indem er an dem Schraubstock drehte. „Die Sage ist so alt, wie meine Hochzeit, kann sein noch älter. Und du weißt recht gut, was da erzählt wird.“

„Ich müßte thöricht sein, wenn ich es aus deinen Worten nicht erraten könnte,“ sprach Gabriel.

„Hm! Wer nichts weiß, errät auch nichts,“ sagte jener und schlug mit der flachen Hand auf den Schraubstock, daß es klatschte. „Ich denke,“ fügte er hinzu, „wir sind im Reinen.“

„Nicht so sehr, als du meinst, denn erstens weiß ich doch nichts Rechtes, und zweitens fragt es sich, ob das, was ich mir denken kann und nicht kann, auch wahr ist.“

„Soll ich dir am Ende noch Geschichten erzählen?“

„Ich muß darauf bestehen,“ erklärte Gabriel.

Es war jetzt schon sehr dunkel geworden, auch die Glut des Herdes war erloschen. Gabriel fragte den Bruder, ob er nicht ein Licht wünsche. „Nein!“ sagte dieser. Er verließ seinen Platz am Schraubstocke und begann wieder auf und ab zu

gehen. „Warum bist du nicht gestern gekommen?“ fragte er nach einer Weile.

„Des Gewitters wegen. Es hat stark gegossen.“

„So, so?“ machte jener. „Bei uns ist's trocken geblieben.“

Er setzte seinen Gang fort mit langsamen, schweren Schritten. Es war, als ob er eine Last aufgeladen hätte. „Gestern um diese Zeit,“ begann er endlich, „ging ich zu meinem Stammtisch. Der Metzger Kroner war schon da und einige andre Gäste auch. ‚Ist die Frau schon zu Hause?‘ fragt er mich. Ich sage Nein. Da macht er ein Gesicht, als ob ihm etwas nicht recht wäre, und die andern, mit denen er sich schon ausgesprochen hatte, schauen auch so eigentümlich. Aber keiner sagt ein Wort. Gibt's etwas? frage ich. ‚Es scheint ihr etwas passiert zu sein,‘ sagt er. Ich erschrecke und frage, was. ‚Das weiß ich nicht‘, gibt er mir zur Antwort. Und woher weißt du dann, daß ihr etwas passiert ist? frage ich wieder. ‚Das hab' ich gesehen!‘ sagt er. Und hast nicht gefragt? ‚Man muß seine Finger nicht überall haben,‘ sagt er, ‚und wer mir nicht grün ist, den laß ich gelb sein.‘ Das ist mir eine sau-

dere Bekanntschaft! rief ich, der Metzger aber lacht und sagt: ‚Hätt' ich deinen Bruder noch weiter jagen sollen?‘ Wie so? frage ich. Da erzählt er, er sei heute früh ins Gäu gefahren, da habe er eine halbe Stunde vor Georgenreuth einen leeren Wagen auf der Straße stehen sehen. Wie er dem Wagen näher kommt, sieht er plötzlich von links her dich aus dem Walde springen und dem Wagen zulaufen. Der hat es eilig, denkt er sich. Wie er noch ein Stück weiter fährt, sieht er auch Crescenz. Sie steht unter einem Baume auf einer Wiese und macht ihr Gewand zurecht. Dabei zieht sie ein Gesicht, als wenn ihr etwas passiert wäre. Wie er an dir vorbeikommt, sieht er, daß du auch ein solches Gesicht machst. ‚Na, guten Tag,‘ denkt er sich, macht seinen Diener und fährt vorbei. Ist das alles? frage ich. ‚Das ist alles,‘ meint er. Nun, das ist der Mühe wert, gebe ich ihm zur Antwort. Er lacht, die andern lachen und ich lache auch, aber ich wußte recht gut, was es mit der Geschichte für ein Bewandtnis haben sollte.“ — Er hörte auf zu sprechen und blieb vor Gabriel stehen.

„Nun muß ich auch fragen,“ hob dieser an, „ist das alles?“

„Nein," sagte Michael und trat aufs neue seine Wanderung an. „Es waren," fuhr er fort, „schon früher allerlei anzügliche Reden an mich gelangt. Man hatte mich aufgezogen, daß ich Crescenz in einer gefährlichen Nachbarschaft ließe, daß sie mir eines Tages untreu werden würde und so weiter. Aber das schien alles nur Scherz, wenigstens fiel es mir niemals ein, etwas andres darin zu suchen." Er setzte wiederum ab und blieb stehen, dann rief er, schrie es beinahe. „Der verfluchte Name!"

„Was gibt es damit?" fragte Gabriel, erschrocken über des Bruders Ungestüm.

„Das sollst du gleich hören," antwortete jener sich bezwingend. „Du weißt," fuhr er fort, indem er dicht vor Gabriel trat, „daß wir von Kindesbeinen an die Erzengel heißen, und das gab den Anlaß zu tausenderlei Gespött. Bald wußte man das, bald jenes, bald wurde es aus der Bibel, bald von den Engländern und Amerikanern genommen, der Spott hatte kein Ende. Ich lachte über denselben, so lange ich ihn für Scherz ansah, aber mit der Zeit kam ich dahinter, daß es anders gemeint sei. Hatte auch manchmal Streit deswegen und manchen sauren Abend, doch nahm

ich es, wie gesagt, nicht allzu genau. Ich hatte meinen Glauben und war zufrieden mit ihm."

Er machte wiederum eine Pause, setzte sich in Gang und fuhr dann fort: „Vor fünf oder sechs Wochen hatte man es zum erstenmal so weit gebracht, daß mein Glaube wankend wurde. Ich ging noch desselbigen Abends zu euch hinauf, um zu sehen, was ihr treiben möchtet. Ich sah nichts, hörte nichts weder an jenem noch an den folgenden Abenden, welche ich bei euch zubrachte. Es war alles beim alten. Auch verdroß es mich, so aufpassen zu müssen, so ging ich wieder zu meiner Gesellschaft. Der war es nicht verborgen geblieben, warum ich die Zeit über nicht gekommen war. Man lachte mich aus, sagte, was geschehen müsse, werde geschehen, aber alles so lustig, daß ich mich nicht wehren konnte. Zu meiner alten Vertrauensseligkeit wollte ich es freilich nicht mehr bringen, damit war es vorbei. Gestern endlich," er hielt einen Augenblick inne, „gestern endlich war ich soweit, daß ich mir sagen konnte, daß alles doch nur dummes Zeug sei. — War es das, Gabriel?"

Seine Stimme war weicher geworden, als er die letzten Worte sprach. Er blieb abermals vor

seinem Bruder stehen. Dieser brachte es jedoch nicht über sich, ihm eine Antwort zu geben. „Ja, ja," sagte Michael, „schweige du nur! Wir wollen schon fertig werden." Er hustete heftig, als ob er einen Stickanfall hätte, dann ging er wieder weiter.

„Jetzt kommt es," sagte er. „Du bist gestern mit ihr fortgefahren und über die Nacht ausgeblieben. Heute kommst du allein. Die ganze Stadt redet davon, und was wahr ist, wirst du am besten wissen. Dazu nun die Geschichte mit dem Metzger Kroner! Gabriel, es kann nicht so weitergehen!"

Gabriel nickte verstohlen. Er dachte an das, was ihm gestern Crescenz gesagt hatte.

„Als der Metzger mit seinem Gerede zu Ende war," erzählte Michael, „lachten alle, aber ich hätte sie aus dem Fenster werfen und selber nachspringen mögen. Da fängt der Jude Lämmerchen, der auch in der Gesellschaft war, mit seinen biblischen Witzen an. ‚Was thut's, Michel?' sagt er, ‚bei den Engeln gibt es weder Brüder noch Schwestern, weder Mann noch Weib. Da ist alles geschlechtlos, und niemand fragt, wem einer angehört.' Schweig', Salomon! sag' ich, aber

alle lachen, weil ich mich ärgere, und reden ihm das Wort. Unsre Kinderlosigkeit muß auch herhalten, und das gibt natürlich den Hauptspaß. Salomon, soll ich dich wieder tauchen? frag' ich in meinem Zorn. Er aber sagt: ‚Ja, du bist ein Taucher, und heute über ein Jahr wollen wir sehen, wie tief du dich eingetaucht hast!' So hatte er wiederum die Lacher auf seiner Seite, und mir blieb nichts übrig, als noch eine Stunde ihrem Gespötte zuzuhören und gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Aber erleben möchte ich das nimmermehr." —

„Noch ist es nicht aus!" fügte er nach einer Weile tief aufatmend hinzu. „Als ich heute vormittags mit der Mutter redete, erzählte sie mir allerlei, was sie auf dem Grünmarkte erfahren hatte, und der Kern von allem ist, daß Crescenz es mit dir halte. — Nun weißt du, was die Leute einander erzählen!"

„Das ist schlimm, sehr schlimm!" sprach Gabriel, „aber noch lange nicht das schlimmste!"

Michael war hart vor ihm stehen geblieben, als wartete er, was nun folgen werde. Sein Atem ging kurz und heiß, der ganze Körper strömte eine fühlbare Wärme aus.

„Das schlimmste wäre, wenn du diesem Gerede Glauben schenktest,“ sagte Gabriel,

„Und wenn ich nun nicht anders könnte!“ erwiderte jener.

Hier stieß Gabriel an die Wahrheit und sagte: „Wenn du nicht verzeihen könntest!“

„Selbst wenn es wahr wäre?“ schrie Michael und faßte den Bruder am Arme.

„Selbst wenn etwas Wahres daran wäre!“ erklärte dieser ruhig.

„Ist das dein Ernst?“ brauste Michael auf.

„Es ist mein Ernst!“ — „Dein letztes Wort?“ „Mein letztes!“

„Gabriel!“ flüsterte der andre mit einer vor unterdrücktem Zorne bebenden Stimme: „Gabriel! Wir haben uns lange genug gut vertragen, so wirst du es mir nicht übel nehmen, wenn ich dir sage, daß du ein grundschlechter, ehrvergessener Patron bist.“

„Es steht schlimm um dich,“ antwortete Gabriel, „wenn du mir das sagen kannst. Versteh' mich recht: wenn etwas Wahres daran ist, was nur die Leute schlecht gemacht haben!“

„Und das wiederholst du mir, Ehrenschänder?“ rief jener.

„Sag' es noch einmal!“ sprach Gabriel am ganzen Leibe zitternd.

„Ehrenschänder!“

Gabriel kehrte sich, ohne ein Wort zu erwidern, von dem Bruder ab und verließ die Werkstatt. Der Boden wankte unter seinen Füßen, aus seiner Hand war alle Kraft gewichen, er konnte kaum die Klinke des Hofthores niederdrücken. Langsam tastete er die finstere Treppe aufwärts in sein Gemach. Hier angelangt, warf er sich auf das Bett, denn er fühlte sich unwohl, wie noch nie. Nun spürte er, wie sein Kopf zu sinken, die Füße sich zu heben begannen; dann lag er wieder wagrecht, drehte sich aber im Kreise wie ein Ringelspiel; jetzt sank der Kopf aufs neue; ihm war, als ob er sich überschlagend in einen Abgrund stürzte, an dessen Rande viele Leute, Vater, Mutter und Brüder unter ihnen, standen und herabsahen. „Den Strick, den Strick für ihn!“ rief es und ein Tau schlenkerte herab und schlug an seinen Kopf. Er versuchte es zu fassen, aber er konnte es nicht und wirbelte weiter, immer tiefer und tiefer, ohne auf den Boden zu gelangen. Endlich wurde das Kreisen langsamer, in seinen Ohren knirrte es, als ob ein Uhrwerk

aufgezogen würde, dann schien etwas zu zersprin=gen, und es knirrte abermals, als ob das Uhr=werk sehr schnell abliefe. Die Betäubung verlor sich, vor seinen Augen wurde es klarer, und er fühlte, wie große, kalte Schweißtropfen auf seiner Stirne standen.

Sein erster Gedanke war, zu den Eltern hin=überzugehen und mit ihnen Rücksprache zu neh=men. Als er jedoch zu ihrer Thüre kam, hörte er die Stimme Michaels und kehrte daher un=verrichteter Dinge auf seine Stube zurück. Hier schloß er sich ein und überlegte, was er zu thun habe. Das schien ihm unerläßlich, daß er ein Haus zu verlassen habe, in welchem er sich, sei es auch nur von einer einzigen Person, unbedingt verachtet wußte. Die Gründe von gestern kamen dazu, ob er gleich kaum bedachte, was aus Cres=cenz werden sollte. Vielleicht glichen sich die Ha=dernden aus, wenn er selbst nicht mehr da war. So vereinigten sich Liebe und Eifersucht, ihn hin=wegzutreiben. Morgen sollten es die Eltern er=fahren.

Des nächsten Mittags stellte er sich wie ge=wöhnlich auf ihrer Stube ein. Er fand sie beide übel aufgelegt, karg an Worten, und was sie

sagten, klang nach Gram und Bitterkeit. Als er ihnen seinen Entschluß mitteilte, stützte die Mutter den Kopf in die Hand und weinte; der Vater fragte mit trüben Augen, was aus dem Geschäfte werden solle, und wie er selber sich fortzubringen gedenke. Gabriel drückte die Hoffnung aus, daß es ihm auch anderswo nicht schlecht ergehen würde, und was das Geschäft anlange, so würde sein Altgeselle froh sein, dasselbe gegen eine angemessene Ablösung übernehmen zu dürfen. Hierauf brachte er die Rede auf dasjenige, was sich gestern zwischen ihm und Michael abgespielt hatte. Er versuchte sich und Crescenz zu rechtfertigen, was ihm jedoch, da er aus leicht begreiflichen Gründen nur Halbheiten vortrug, mißglückte, ja eine noch ärgere Meinung, als die frühere gewesen war, auflud. Er stand als ein Schuldiger vor ihnen da, das war nicht zu bezweifeln, und das einzige, was er thun konnte, war, die Stätte zu verlassen, an der er, ohne es zu wollen, so viel Unheil gestiftet hatte. Und was mußte mit der unglücklichen Crescenz werden? Niemand redete von ihr, sie selbst wußte nichts von dem, was hier vorgegangen war und noch vorging. Sollte er sie noch einmal aufsuchen, sie von allem,

wenigstens durch einen Brief, in Kenntnis setzen? Dem gegenüber erwog er, daß es besser sei, wenn sie ihn jetzt nicht sehe, und was den Botendienst anlangte, so war ihm zu Mute, als ob er durch denselben die im Ungewissen schwebende Schuld bestätigen würde. So entschied er sich denn abzureisen, ohne ihr Nachricht zu geben, ohne von ihr Abschied zu nehmen, es möchte denn sein, daß sie noch zur Zeit seines Hierseins vom Lande zurückkäme. Zugleich betrieb er die in Betreff des Geschäftes zu erledigenden Angelegenheiten aufs eifrigste. Der Altgeselle übernahm in der That die Schlosserei, die Bedingungen fanden sich ja so übergünstig nicht leicht wieder. Eine Summe Geldes, für die nächsten Bedürfnisse genügend, war flüssig gemacht worden, andre standen zu leidlich bemessenen Terminen in Aussicht, und so konnte Gabriel zehn Tage nach seiner jüngsten Fahrt den Polacken abermals einspannen lassen.

Es war gerade kein günstiges Reisewetter heute. Der Sommer hatte jene ruhige Schwüle geschickt, bei der es weder klar noch wolkig ist, Dunst die Gebirge einhüllt und der feine Staub langer Trockenheit sich an Gesichter und Hände klebt und die Augen beizt. — Es hatte soeben

ein Viertel vor Zehn geschlagen, da stellten die Lehrlinge Gabriels die zwei Koffer ihres Meisters auf das Korbwägelchen. Gleich darauf trat er selbst aus der Wohnung seiner Eltern, von denen er mit kalten Worten und flüchtigem Händedruck einen traurigen Abschied genommen hatte. Crescenz war noch nicht heimgekehrt, Michael hatte sich ferngehalten.

Als er die Straße hinabfuhr und sich der Ecke näherte, bei der er aus dem Weichbilde des väterlichen Hauses entschwinden mußte, sagte der alte Engel, welcher am Fenster stehend ihm nachschaute: „Der verlorene Sohn!“ Dabei wischte er mit der linken Hand über seine Nase herab und drückte dann diese in der Flügelgegend mit zwei Fingern zusammen. Sie war heute röter als gewöhnlich. Hierauf wandte er sich in die Stube zurück, um mit der Mutter zu reden. Die war jedoch in die Küche gegangen, um eine Arbeit zu suchen.

Eine halbe Stunde später und schon ein gutes Stück von der Stadt entfernt, trocknete sich Gabriel die bestäubte Stirn ab. „Wie schmutzig ich schon wieder bin!“ sagte er, indem er sein Taschentuch ansah. Dann steckte er es langsam

ein und dachte nach, wie wenig in dieser Welt das Waschen nütze.

2.

Es war acht Jahre später und gerade am Pfingstsonntag, da saß Gabriel ganz allein in seiner Werkstätte, die er in einer kleinen Stadt des oberen Deutschlands, etwa zwanzig Meilen von seiner Heimat entfernt, aufgeschlagen hatte. Ein kaltes Mittagmahl, dem ein Bogen Zeitungspapier als Schüssel und Teller diente, allerlei Handwerksgerät und noch ein bedrucktes Blatt, füllten die Platte des kleinen Tisches, an welchem er saß und speiste. Nicht jedermann würde ihn auf den ersten Blick erkannt haben. Seine Gestalt war schmächtiger, sein Antlitz gelb und runzelig geworden; zwei tiefe, gerade Falten liefen von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln, ein kurzer, struppiger Bart starrte um Kinn und Wangen, das halblange Haar, früher dicht und glänzend, hatte sich bedeutend gelichtet und war

namentlich in der Schläfengegend sehr unscheinbar und schütter geworden. Die schwarze Binde über der rechten Augenhöhle machte das Gesicht noch trauriger, und was aus der tiefeingesunkenen linken blickte, war Kümmernis und Sorge. Langsam spießte er die Bissen an sein Taschenmesser, führte sie noch langsamer zum Munde und schaute dabei häufig auf das bedruckte Blatt, welches die Nachricht enthielt, daß seine Mutter vorgestern gestorben war. Etwa fünf Jahre vorher hatte man ihm ein ähnliches zugestellt. Damals war der Vater aus dem Leben gegangen; einige Tage später war dann ein Brief von der Mutter angelangt, der erste, den er von den Angehörigen erhielt. Traurige Worte und Thränenspuren waren der Inhalt, unsichere Buchstaben die Form gewesen. Er hatte ihr sogleich geantwortet, sie zu sich eingeladen; sie hatte zugesagt, aber für eine spätere Zeit. In der Folge hatte sie zwar oft geschrieben, den Besuch jedoch allemal aufgeschoben. Nun war sie auch dahin, und die Welt abermals ein Stück öder geworden.

Wie es ihr am Abende des Lebens ergangen sei, hatte er eigentlich nie erfahren. Ihre Briefe atmeten stets eine gewisse Heiterkeit, aber von der

Art, welche trauriger macht als die Trauer selbst. Erst aus ihnen war ihm bekannt geworden, wie nahe den Eltern das, was sie ihm zur Last legen mußten, und sein Scheiden gegangen war. Der Vater war in diesem Mißmute dahingefahren, die Mutter hatte nach und nach beruhigende Aufklärung empfangen. Aber was sie dadurch gewann, verlor sie zu einem guten Teile durch den Gedanken, daß es dem Toten verborgen geblieben.

Ueber Michael und Crescenz hatte sie ihm merkwürdigerweise nie geschrieben, vielleicht deswegen, weil er, von einer seltsamen Scheu zurückgehalten, sich niemals nach ihnen erkundigt hatte, nur die Hinweisungen auf ihre Einsamkeit ließen vermuten, daß der Zusammenhang von einst nicht wieder hergestellt worden sei. So war die Adresse auf dem Umschlage des Totenzettels das erste, was ihm von dem Bruder zu handen kam.

Gabriel hing mit dumpfen Gedanken demjenigen nach, was daheim nun sein mochte. Er sah die traute Gestalt der Mutter mit dem besten Kleide angethan im offenen Sarge liegen, die Hände gefalten, die Augen geschlossen, die Lippen

blau, das ganze Antlitz wie Wachs, und konnte sich doch nicht vorstellen, daß sie tot sei. Ihm war, als müßte sie es tief im Innern fühlen, wie sie nun kalt und starr, taub und blind, und in der großen Stube allein, ganz allein wäre und wie das Spiel der Welt über ihren Leichnam als über ein Nichts hinwegginge; dann wieder als müßte sie es spüren, wie die lauen Tropfen des Weihwassers ihre Stirn netzten, und nun heimlich darüber sinnen, wessen Hand sie so besprengt habe. Kein Atemzug, kein Seufzer hob die stille Brust, kein Lichtstrahl lockte das bedeckte Auge mehr nach außen zu blicken, aber ganz drinnen in unzugänglicher Höhle lag noch aller Schmerz der letzten Jahre gebunden, ungelöst, und die Glut des Lebens glomm noch trübe weiter.

Es ist so schwer, sich den Leib kalt und finster vorzustellen, den man bisher von der Flamme des Ich durchwärmt und durchleuchtet sah; zu denken, daß dieses Ich nun ausgeblasen sei, um nimmer entzündet zu werden. Erst die sinnliche Anschauung gewährt die volle Wahrheit und läßt alle Wahngebilde in Nichts zerstieben. — Das Leben gleicht einem nächtlichen Gartenfeste, bei welchem die Menschen, bunte Papierlaternen

tragend, sich ergehen. Der Garten ist groß und weit, er steigt vom Thale die Bergeslehne hinan. Tief unten braust und jubelt es, Licht entzündet sich an Licht, aber weiter oben wandeln diejenigen, deren Kerzen bereits ein Stück herabgebrannt sind, und steigen höher und höher dem Tage entgegen, welcher auf der Kuppe des Berges lagert. Sie wandeln stiller, und die Zwischenräume, welche sie voneinander trennen, werden immer größer, der Schein der Kerzen immer blässer, schon erlischt diese und jene, und je höher hinauf, desto mehr. Die dünnen Papierballone, früher von innerlichem Lichte durchschienen, schwanken glanzlos im äußeren, und ihre vor kurzem noch elastischen Falten hangen schlaff vor der Feuchte des Morgens. —

Auch über unsern Einsamen war der Schauer dieses Morgens gekommen. Es fröstelte ihn und nicht einmal die Arbeit hatte ihm warm machen können.

Ja! nicht einmal die Arbeit! Denn Gabriel hatte trotz seines Grames bis jetzt gearbeitet, trotz seines Grames und trotz des Feiertages. Es ging ihm nämlich herzlich schlecht, und er hatte es sich schon lange zur Regel machen müssen, von der

Hand in den Mund zu leben. So war er auch heute an einer Arbeit beschäftigt, welche ihm nur deswegen zugefallen war, weil kein andrer Meister sie übernommen hatte. Sie mußte heute angefangen und beendigt werden, und das um geringen Lohn, wer aber mochte sich darum den Feiertag verderben?

Zwei Dinge hatten ihn dermaßen herabgebracht: erstens die ungeschickte Wahl seines neuen Wohnortes, an welchem er mit lange daselbst heimischen Konkurrenten zu kämpfen hatte; und zweitens sein scheues, einschichtiges Wesen, welches ihn nicht dazu gelangen ließ, in einer ihm ganz und gar fremden Gesellschaft sich geltend zu machen. Was er mitgebracht hatte, war Geschicklichkeit, guter Wille und ein kleines Kapital, Besitztümer, von welchen die Menschen nur das letzte ohne Einsprache anzuerkennen pflegen; was er aber schon in der Wiege vergessen hatte, war die Kunst, jederzeit das zu werden, was die Welt wünscht, kurzgesagt die Fähigkeit zu scheinen, deren Ersprießlichkeit er daheim, wo ihm dasjenige, was er nötig hatte, gewissermaßen von Geschlechtswegen zugefallen war, durchaus nicht nach Gebühr erkannt, geschweige denn gewürdigt

hatte. Er verstand sich weder auf die alltägliche, geschäftliche List, noch überhaupt darauf, in der neuen Heimat sich heimisch zu machen, weshalb ihm denn auch die Leute und mit ihnen die Arbeitsaufträge fern blieben.

So lange das Kapital vorhielt und die Ratenzahlungen des früheren Altgesellen einflossen, gab es keine Schwierigkeiten. Dann aber stellten sich dieselben um so reichlicher ein, und Gabriel hatte große Mühe, sich und sein polnisches Pferd über Wasser zu erhalten. Dieses war nämlich mit der Zeit sein einziger Freund und, was das Aussehen betraf, ebenso dürftig wie er selbst geworden. Aber er hatte jederzeit getreulich für dasselbe gesorgt, und sogar in den Tagen, da es ihm für die eigne Person mehr als knapp erging, immer noch das notwendige Futter für das Rößlein aufgetrieben. Die Stallmiete hatte er, um ganz sicher zu sein, in der Zeit seines sinkenden Wohlstandes für lange vorausbezahlt, worüber sich die Leute, welche die Zufälligkeiten, denen ein Rosseleben unterworfen ist, in Betracht zogen, vielfältig wunderten, zumal da bald darauf bekannt wurde, wie sich Schlosser Engel allwöchentlich etliche Male mit kalter Küche behelfe,

die man denn auch oft genug, des Mittags sowohl als des Abends und wenigstens zum Teile, in Gestalt zweier Weckenspitze aus den Hintertaschen seines Rockes lugen sah. Daß diese eigensinnige Zusammenkoppelung von Luxus und Armut die Leute nicht willfähriger machte, ihm durch Bestellungen zu helfen, daß sie vielmehr bei der Meinung anlangten, Gabriel sei ein hochmütiger Sonderling, braucht wohl kaum bemerkt zu werden, denn die Menschen, obwohl unablässig von Neigungen bewegt, verstehen sich doch auf diejenigen, an welchen sie nicht unmittelbar teilhaben, so wenig, daß sie dieselben nur aus künstlichen Darstellungen und wiederum nur so begreifen können, daß ihre eigne Neigung und nicht die fremde in ihre Erkenntnis eingeht.

Heute zum erstenmal hatte Gabriel den Gedanken gefaßt, sich seines Schimmelchens zu entäußern. Es drängte ihn, dem Leichenbegängnisse der Mutter beizuwohnen, und er war ohne Geld. Er sah sich um, ob er nicht in der Werkstatt etwas Verkäufliches entdecken möchte, ging in die daranstoßende Kammer hinüber, welche sein Bett und noch einiges enthielt, aber nichts eignete sich zu einem schnellen Verkauf, auf welchen es

doch gerade ankam, denn morgen sollte das Begräbnis stattfinden und heute noch mußte er mit dem Eisenbahnzuge abreisen, um zurechtzukommen. — Schweren Herzens band er den Schurz ab, wusch sich Gesicht und Hände, legte seinen Gehrock an und machte sich auf den Weg zum Pferdemetzger.

Daß ihm ein andrer als dieser das kleine, dickbeinige Tier abkaufen möchte, stand nicht zu hoffen, wenigstens war ihm kein Kauflustiger bekannt. Vielleicht, und damit tröstete sich Gabriel, gewährte ihm der Metzger ein Darlehen auf dasselbe, stellte es nur als Pfand bei sich ein und gab es dann wieder heraus. Aber wie es auch sein mochte, er mußte zu der Mutter Grablegung. Hatte er doch schon die des Vaters versäumt, versäumt um einer Thorheit, einer Schwäche willen! Aus Furcht, die kaum erst eingeschlafenen Erinnerungen des Aergernisses wieder zu erwecken und seine und der Seinigen Trauer mit Verdruß zu mischen, war er von jener Bestattung fern geblieben und hatte es nachher bitter bereut. Der morgigen beizuwohnen, erschien ihm daher als Kindespflicht und Buße zugleich, und er würde, wenn es thunlich gewesen wäre, nicht

nur seinen Schimmel, sondern alles, was er besaß, verkauft haben, um der Forderung seines Gewissens zu genügen. Freilich war ihm, was das arme Roß betraf, übel genug zu Mute, etwa wie demjenigen, welcher alte Schulden mit neuen bezahlt, aber jene deuchten ihn dringender. Seine Bedenken waren indes überflüssig, denn als er in dem Hause des Pferdemetzgers anlangte, vernahm er, daß derselbe über Land gefahren sei und vor morgen abend nicht zurückkehren werde. Dadurch war nun allerdings der Schimmel sowohl als die Gewissensreinheit gerettet, jene Forderung aber blieb gleichwohl bestehen. War es denn unmöglich, ihr zu genügen? Da fiel ihm sein Kunstschloß ein. Er hatte dasselbe nämlich doch zustandegebracht, die Leute hatten ihm ja Muße genug gelassen, vielleicht auch hatte seine überwiegende Beschäftigung damit ein Teil zu seiner Verarmung beigetragen. Aber genug, es war fertig und ein Wertgegenstand. Wer es erwarb, konnte reichen Gewinn daraus ziehen. So machte er sich unverzüglich an diesen Handel, ging in seine Werkstatt, packte den schweren Mechanismus ein und schleppte ihn fort.

Er mochte sich eilen, wenn er seine Leute

noch antreffen wollte, denn die Bewohnerschaft des Städtchens wimmelte schon den Thoren zu, um des schönen Feiertages im Freien zu genießen. Wie sich das in Gang und Haltung, Blick und Miene, Gruß und Dank schmeichelte und brüstete! Die einen, weil sie vor, die andern, weil sie in der Menge etwas gelten durften. Die Wahrheit geht bei solchen Gelegenheiten tiefer als gewöhnlich verhüllt, und das Unglück, wenn es nicht etwa bei der prahlenden Freude um Almosen bettelt, sucht die verborgensten Winkel auf.

Unser Gabriel nun mußte betteln gehen. Ihm war der Trost versagt, an einem stillen Orte seinem Schmerze nachzuhängen, er mußte sein reines Gefühl tief in den Schmutz gemeinen Lebens eintauchen, und das war bitter.

Er klopfte der Reihe nach an: Erstens bei dem vornehmsten Schlossermeister der Stadt, welcher außerdem um seines biderben Wesens willen, das der umfänglichen, langbärtigen Gestalt trefflich anstand, allgemein geschätzt wurde. Er schrieb sich Fabrikant, beschäftigte sechs oder sieben Gesellen und behandelte Gabriel, sobald ihm derselbe sein Anliegen offenbart hatte, ungefähr wie einen von diesen. Das Schloß kaufte

er nicht, meinte jedoch, der Agent Müller möchte noch am ehesten Verwendung dafür haben.

Er klopfte zweitens an: Bei einem Meister, den er nicht zu Hause traf. Drittens bei einem unvorsichtigen Meister, mit welchem er schon nahe daran war, ein Geschäft zu machen, wenn nicht die vorsichtige Frau Meisterin dazwischen gekommen wäre. Viertens bei einigen Kaufleuten, welche sämtlich darin übereinstimmten, daß sie ihn geduldig ausreden ließen, um ihn dann an den Agenten Müller zu verweisen. —

Der Nachmittag war über diesen fruchtlosen Verhandlungen alle geworden, die Dämmerung graute in den Straßen, viele Leute kehrten bereits von auswärts zurück, vielleicht war nun auch jener Meister, welchen er nicht angetroffen hatte, heimgekommen. Er wollte es doch mit diesem versuchen, ehe er zu dem Agenten Müller ging, vor welchem er aus einem allerdings nicht sehr stichhaltigen Grunde eine starke Abneigung hegte. Es war nämlich stadtbekannt, daß die Frau Agentin in zärtlichen Augenblicken ihrem Ehegemahl auf den feisten Rücken klopfte und „mein liebes Walfischchen" zu ihm sagte. Da nun der Agent, glatzköpfig, großmäulig, dick=

bäuchig und kurzbeinig wie er war, in der That einem auf der Schwanzflosse balancierenden Walfische nicht unähnlich sah, so hatte sich in Gabriels Kopfe eine aufdringlich widrige Verbindung von Vorstellungen erzeugt, welche es ihm sehr unangenehm machte, mit dem Agenten zu unterhandeln.

Er wollte es also mit dem besagten Schlosser versuchen und wanderte langsamen Schrittes, denn er war müde, seinem Ziele zu. Als er um eine Ecke bog, traf er auf ein armes, altes Ehepaar, beide so gebrechlich, daß sie Führer gebraucht hätten, um rechtschaffen vorwärts zu gelangen. Die hatten sie nun allerdings nicht, sie waren ja arme Leute — so führte denn eines das andre, wobei sie zwar nicht flink aber doch fröhlich vorrückten.

Die Gasse war schmal und Gabriel hätte, um an den Alten vorbeizukommen, sich und sie drücken müssen. So ging er denn eine Weile hinter ihnen drein und hörte, was sie sprachen, nämlich von dem heutigen Tage, von dem Wetter, von ihrem Spaziergange und von der Herrlichkeit der Welt, die sie soeben angeschaut hatten. Und sonderbar, weder der graue Humpelmann

noch sein Weib begehrte etwas von dieser Herrlichkeit, ob ihnen gleich ein Scherflein derselben sehr wohl gebührt hätte; sie freuten sich vielmehr, daß alles so trefflich klappe und lustig zu Gesichte stehe, gerade so, als ob die Herrlichkeit ganz eigens für diese und jene gemacht wäre und sie selber vollauf genug hätten, wenn sie nur einmal zur Bewunderung zugelassen würden.

Gabriel war betroffen. Sprach so das Alter und sollte es mit ihm auch einmal so werden? Dann hatte er aber noch weit zu solchem Ende, denn er fühlte nur zu deutlich den tiefen Unmut, welcher sich, von den Weltkindern angestiftet, in seine Trauer eingesenkt hatte und durch das Los und die Gesinnung seiner Vorderleute eher vermehrt als vermindert wurde.

Bei der nächsten Ecke trennte er sich von dem Pärchen und war bald in dem Hause des Meisters. Dieser war noch nicht heimgekehrt, so hieß es denn zum Walfischchen, wovon freilich wenig zu hoffen stand; aber Gabriel begehrte auch nicht mehr so heftig wie früher, der mütterlichen Leichenfeier beizuwohnen. Das vielfache Mißlingen hatte ihn stumpf und krank gemacht. Ihm war wie einem, der den Hunger über-

gangen hat und zwar die unbehagliche Leere des Magens, aber nur ein sozusagen vernünftiges Verlangen nach Speise empfindet.

Als er in das Haus des Agenten trat, war es bereits so finster, daß er weder Thür noch Treppe sah. Er tappte also auf gut Glück ins Blinde hinein, stieß an allerlei Gegenstände, spürte, wie die Luft immer dumpfiger wurde, und fürchtete schon, in den Keller oder eine Grube zu fallen, als er eine Klinke zu fassen bekam, welche er, ohne erst anzuklopfen, niederdrückte. Die Thür that sich auf, ein schwacher Lichtschein fiel heraus und Gabriel schaute verwundert und gerührt in das offene Gemach.

Noch nie hatte er ein gleich ärmliches gesehen. Es maß wenig mehr als ein Klafter ins Gevierte, hatte hohe, graue, höckerige Wände und war mit einem Tische, zwei Stühlen, einer Bettlade und einem kleinen Kochofen so schlecht als möglich eingerichtet. Ein alter Zinnleuchter, in dessen obere Höhlung ein Docht eingelegt und Oel gefüllt war, gab das notwendigste Licht, und bei diesem Lichte saßen zwei alte Leute mit grünen Augenschirmen und arbeiteten an Strümpfen, deren sie einen großen Haufen vor

sich liegen hatten. Es war die Armut, wie sie leibte und lebte, und die Armen waren dasselbe alte Paar, welches Gabriel vorhin auf der Gasse angetroffen und belauscht hatte.

Er wünschte ihnen einen guten Abend und fragte, wo sich die Wohnung des Agenten Müller befinde. Sie verstanden ihn nicht sogleich, so daß er seine Worte wiederholen mußte. Da sagte die Frau: „Zeig' es ihm, Mann!" und dieser antwortete: „Gleich, gleich!" nahm den Leuchter vom Tische und wies den Fremden, welcher nicht wußte, was er sagen sollte, gefällig bis zur Treppe. „Läuten Sie nur an der Thüre, die Sie da gerade vor sich sehen. Es ist auch ein Schildchen dran," sagte er und hielt seinen Leuchter in die Höhe, bis Gabriel bei der Thüre war. Aber auch als dieser schon angeläutet hatte, ging er nicht weg, sondern wartete, bis man den Besuch einließ.

Im ersten Stockwerke sah es nun freilich anders aus. Alles deutete auf Behaglichkeit und Wohlstand. Ein geräumiges Vorzimmer diente als Warteraum, Kanapee und Tisch luden zum Sitzen, Spiegel und Kleiderstock zur Toilette ein, und die Magd fragte sogar, ob sie etwa ihrem

Herrn eine Karte überbringen könne. Davon war nun bei Gabriel nicht die Rede. Er nannte seinen Namen, die Magd entfernte sich und kam bald mit den Worten zurück, er möge eintreten. „Das da wollen wir aber hier lassen!“ lachte sie, auf das Paket schlagend, welches Gabriel abzulegen keine Miene machte. Er bedachte sich einen Augenblick, fand jedoch, daß sie recht habe, lud seine Last ab und trat ins nächste Zimmer.

Der Agent saß an einem Tischchen und spielte mit seinem kleinen Sohne Schach. Die Frau saß dabei und verfolgte das Spiel. „Gleich werden wir fertig sein! Schach!“ sagte der Agent, aber der Junge parierte den Zug, die Mutter lachte und der Agent brummte heiter-verdrießlich: „Verdammter Bursche!“ In der That schien es dem Vater gar nicht leicht zu werden, seinen Sohn zu schlagen, ja das Spiel drohte sich in die Länge zu ziehen, so daß der Agent, um mit Gabriel sprechen zu können, seine Partie an die Frau abgab. „So, Herr —,“ begann er. „Engel,“ versetzte Gabriel. „So, Herr Engel! Was führt Sie zu mir?“ fragte der Agent.

„Ein Geschäft,“ antwortete jener.

Der Agent zog die Augenbrauen in die Höhe. „Ein Geschäft!“ rief er. „An diesem Tage und zu dieser Stunde!“ Er befliß sich einer ernsthaftwürdigen, etwas pathetischen Ausdrucksweise. „Das muß wohl sehr dringend sein!“

„Das ist es,“ bestätigte Gabriel.

„Ich bitte, mir in mein Zimmer zu folgen!“ sagte der Agent, indem er sich erhob und voranging. „Ich bitte, anzufangen!“ sagte er, als sie drüben Platz genommen hatten. „Ich bitte, das Schloß hereinzubringen!“ sagte er, als Gabriel mit seiner Auseinandersetzung zu Ende war. Er hatte seinen Ton um eine gute Anzahl Schwingungen tiefer gestimmt, wie er sich denn überhaupt auf solcherlei Stimmungen trefflich verstand und je nach den Umständen auf den verschiedensten Instrumenten zu spielen wußte. Hatte er vorher auf der höflichen Flöte gesäuselt, so schwellte er jetzt den stolzeren Ton der Posaune. „Bitte, das Schloß hereinzubringen!“ sagte er.

Gabriel holte dasselbe und wickelte es zum so und so vieltenmal aus seinen Hüllen.

Der Agent betrachtete es aufmerksam. „Haben Sie ein Patent darauf genommen?“ fragte er nach einer Weile.

Gabriel verneinte.

Der Agent strich mit der Hand von rückwärts über seine Glatze und sagte bedächtig: „Das wäre also noch zu nehmen. Da Gabriel schwieg, fügte er hinzu: „Es ist immerhin fraglich, ob es der Mühe wert ist."

„Ich glaube, dafür einstehen zu können."

Der Agent lächelte vor sich hin und murmelte: „Glauben, glauben!" Dann schlug er sich mit der flachen Hand auf den Schenkel und rief: „Item, was verlangen Sie für die Ware?"

Gabriel nannte eine Summe, gerade groß genug, die Reisekosten zu decken.

Der Agent runzelte die Stirn und schien düster über etwas zu brüten, dann fragte er sehr ernst: „Finden Sie das nicht zu hoch?"

„Ich denke," antwortete Gabriel, „daß nicht einmal Arbeit und Metall damit bezahlt sind."

„So!" — versetzte der Agent. — „Nun, das ist vielleicht eine subjektive Meinung, aber wir handeln objektiv. — Sie wollen doch aus Not verkaufen, nicht wahr?"

Gabriel gab keine Antwort.

„Ich frage nicht," fuhr der Agent fort, „welche Not sie drückt, denn das ist Ihre Privatsache;

aber wenn Sie schon aus Not verkaufen, warum verlangen Sie für die Ware mehr als billig ist?"

Gabriel schickte sich an, sein Schloß einzupacken.

„Hören Sie, mein guter Freund!" begann der Agent aufs neue. „Ich dächte, Sie kämen morgen wieder, dann wollen wir einen Sachverständigen rufen lassen, und ich werde vielleicht in der Lage sein, den geforderten Preis zu zahlen." — „Ich wünsche gute Nacht!" sagte Gabriel, im Begriffe sich zu entfernen.

„Warten, warten Sie doch noch einen Augenblick!" rief der Agent. Gemütlicher fuhr er fort: „Ich bin kein harter Mann und habe schon manchem geholfen, zum Beispiel ein paar alten Leuten, die ich mit Wohnung und Arbeit versorgt habe."

„Ah!" dachte Gabriel und wollte sich entfernen.

„Warten, warten Sie doch nur! Vielleicht können wir ein Mittel ausfindig machen!" rief der Agent abermals. Er war aufgesprungen und stand, die Faust auf den Schreibtisch gestützt, sinnend da. „Sie brauchen wohl das Geld sogleich?" fragte er nach einer Weile.

„Sogleich!“ erwiderte Gabriel.

Der Agent zog die Stirn in Falten und sprach: „Ja, das ist zu bedenken.“ Dann nahm er sein Taschentuch zur Hand, fuhr damit mehrmals unter der Nase weg und sagte endlich mit einer wehmütigen Entschiedenheit: „Ne, ne, es geht doch nicht.“

„Gute Nacht!“ wünschte nun Gabriel zum letztenmal. — „Gute Nacht!“ wünschte der Agent, und damit war die Unterredung beschlossen.

Als Gabriel ziemlich geräuschvoll die hölzerne Treppe hinuntertappte, kam das gütige, graue Männlein aus seiner Klause gehumpelt und bot seinen Leuchter dar. „Der Herr könnte fallen,“ sagte es. „Noch immer an der Arbeit?“ fragte Gabriel. „Bald werden wir Feierabend machen,“ war die Antwort. Gabriel dankte und grüßte zu guter Nacht. „Viel Vergnügen und angenehme Ruhe!“ erwiderte das Männlein. Damit schlich es in seine Höhle zurück, Gabriel aber trat ins Freie.

Er hatte sein Geschäft abgewickelt und konnte, was sein Gewissen anlangte, ruhig sein. Sonst war er das freilich nicht, denn er hatte ein gutes Stück von dem reinen Golde seiner Trauer

weggegeben und eine Last mißtönenden Zornerzes dafür eingetauscht, ja selbst der Gedanke an die vergnügte Armut der beiden Grünschirme war nur eine Stufe dieses Erzgewichtes. Grollend trug er es heim. Zu den Charakteren, denen er heute begegnet war, schleppte die Erinnerung noch eine lange Reihe ähnlicher herbei, welche er dann samt und sonders verwünschte und in Gedanken totschlug. Er kam in seine Werkstatt, warf das Schloß, welches ihm schon so viel schwere Stunden bereitet hatte, an den Boden und sich selbst auf den einzigen Stuhl, der vorhanden war. Da fiel ihm ein, daß sein Gaul seit morgens nicht gefüttert worden, was ihn wieder zu sich selber brachte. Er zündete eine Laterne an, nahm aus der Schublade seines Arbeitstisches einige Stückchen Zucker, wie er sie für besondere Gelegenheiten seinem Freunde bereit hielt, ging in den anstoßenden Stall hinüber und gab dem Schimmel, was er brauchte. Das arme Tier freute sich sehr, namentlich über die süße Zugabe, und war so zutraulich wie alle Tage, es wußte ja nicht, was Gabriel ihm heute angesonnen hatte. Die Unschuld dieses Zusammenseins nahm denn in der That einen Teil des

Unmutes von Gabriel, und als er wieder allein war und im Dunkel seiner Kammer saß, da erfaßte ihn der Gedanke des Todes und der ungeheuren Glut, in welcher alles Leben sich verzehrt. Das Erz des Zornes schmolz in ihr und unversehrt blieb nur das Gold der Trauer. Er weinte.

Den nächsten Tag verbrachte er feiernd, dann ging er wiederum seinem Tagelohne nach. Es traf sich aber in den folgenden Wochen, daß ihm etwas lang Entbehrtes zufiel, eine größere Bestellung. Ein alter Sonderling, der sich um die gesellschaftlichen Verbindungen und Vorurteile des Städtchens wenig kümmerte, hatte ein Haus bauen lassen, welches nun bis zu Schloß und Anstrich gediehen war, und Gabriel aufgefordert, das Sperrwerk zu besorgen. Da gab es nun Verdienst für eine lange Zeit, so schien es wenigstens dem an kurze Fristen gewöhnten Gabriel, und was das Beste war, einen Vorschuß.

Mit diesem nun erging es ihm zunächst wie den meisten Schluckern in solchen Fällen: er wußte nicht, was mit dem Gelde anzufangen. Von Schulden hatte er sich bis jetzt freizuhalten verstanden, seine Bedürfnisse waren gering, eben

darum aber juckten ihn die Münzen in der in langer Enthaltsamkeit geübten Tasche. Da gedachte er der noch geübteren Schützlinge des Walfischchens und sein Plan war fertig: er wollte den beiden Leutchen etwas von seinem Ueberflusse zukommen lassen.

Als es Abend war, klopfte Gabriel zum zweitenmal an die Thür des grauen Stübchens. Diesmal aber fiel, als er sie öffnete, kein Lichtstrahl in den Gang. Das alte Pärchen sparte das Oel zur Arbeit und nahm sein Nachtmahl, welches in einem wunderlich duftenden Kaffee und Schwarzbrot bestand, im Dunkeln ein.

In anbetracht der Vorstellung gab es einige Schwierigkeiten, zumal Besucher und Besuchte bei der herrschenden Finsternis einander nicht eigentlich betrachten konnten. Darüber nun halfen Zündhölzchen und der schon öfter berührte Zinnleuchter hinweg, welche jedoch auch das ans Licht brachten, daß die Vorgestellten so gut wie gar keine Bekanntschaft miteinander hatten. Die Einleitung dieser Bekanntschaft hatte aber wiederum ihre Schwierigkeiten, welche teils in dem Naturell Gabriels, teils in einem Päckchen lagen, das er unter dem Arme trug und worin allerlei Eß-

waren steckten. So klar es ihm auch war, was er mit denselben anfangen wollte, das Wie konnte er doch nicht finden, und es dauerte wohl eine Stunde, bis die verkehrte kleine Welt von Wirt und Gästen sich beim Abendmahle zusammenfand.

Die beiden Grünschirme wurden, als die erste Befangenheit gewichen war, so vergnügt und schwatzhaft wie Kinder, auch Gabriel fühlte sich heiterer als sonst, und das graue Stübchen fing an, ihm heimischer zu werden. Als er gegen zehn Uhr sich zum Gehen anschickte, warnte er die Alten scherzhaft, heute noch zu arbeiten. Der Mann lachte: das Bier sei ihm zu Kopfe gestiegen, sie würden aber morgen früher als sonst aufstehen, das Versäumte nachzuholen. „Ist nicht notwendig,“ sagte Gabriel mit dem Gedanken an seine Silberstücke. „Morgenstunde hat Gold im Munde,“ erwiderte der alte Mann. Damit schieden sie.

Von nun an fand sich Gabriel allabendlich bei den Grünschirmen ein. Ihm war, als hätte er das verlassene Heim wiedergefunden, wozu der Umstand nicht wenig beitrug, daß er seine neuen Freunde an dem Tage zuerst gesehen hatte, da er die Nachricht von dem Tode der Mutter

erfuhr; nicht als ob er hierin die Wirkung eines Schicksals gesehen hätte — sondern die Bedeutung jenes Tages hatte alles, was an demselben geschehen war, bedeutsam gemacht.

Ueberdies regte ihn auch die Geschichte des Pärchens, von welcher dasselbe gelegentlich bald dieses bald jenes Bruchstück zum besten gab, zu inniger Teilnahme an. Sie hatten sich als junge Leute unter der Hausthüre kennen und lieben gelernt, nach manchem dämmernden Stelldichein geheiratet und es nachher mit aller Ehrlichkeit und Gutherzigkeit zu nichts weiter gebracht, als zu einem Sohne von heiterem Temperamente und außerdem sehr fragwürdigen Eigenschaften. Er hatte redlich das Seinige gethan, sie von dem mehr als bescheidenen Wohlstande herabzubringen, zu welchem sie unter besonders günstigen Verhältnissen gelangt waren, sonst jedoch nicht viel Redlichkeit blicken lassen und zog nun, nachdem er einem bürgerlichen Erwerbe entsagt, als Schwert- und Feuerfresser im Lande umher, ohne sich um die Eltern zu bekümmern. Diese waren je älter desto ärmer und allgemach für das Versorgungshaus reif geworden. Gleichwohl hatte man ihnen keine Pfründe verliehen, da man jedesmal wür-

digere Kandidaten zu finden wußte. So war zuletzt das Walfischchen, welches in dem Kollegium der Armenväter Sitz und Stimme hatte, für einen seiner Bediensteten eingetreten, der sich stumpf und krank gearbeitet und keine Makel, nicht einmal die eines leichtsinnigen Sohnes, auf sich sitzen hatte. Es hatte damals, um seinen Schützling unterzubringen, dem Kollegium das Anerbieten gemacht, das alte Paar, welches nicht gleich jenem zu jeder Arbeit ungeeignet wäre, mit einer passenden zu beteilen, und in der That bewirkt, daß der ihm befreundete Direktor einer Strumpfwirkerei demselben eine Beschäftigung zukommen ließ, bei der es nicht zu verhungern brauchte. Dafür hatte es sich freilich verpflichten müssen, im Hause des Walfischchens Wohnung zu nehmen, und war von diesem, welches nach dem Grundsatze vorging, daß nur der Tod umsonst zu haben sei, gegen einen verhältnismäßig hohen Mietschilling in dem bislang als Rumpelkammer verwendeten grauen Stübchen einquartiert worden, wo es nun, wie beschrieben, lebte und leben sollte, bis ihm das einzige zu Teil würde, welches nach dem Ausspruche des Mietsherrn nicht bezahlt zu werden braucht, der Tod.

Das war der Lebenslauf des vormaligen Lackierers Schreihahn und seiner Gattin Barbara, und Gabriel, dem der Unmut über mancherlei Eigentümlichkeiten des Menschentums schon lange am Herzen fraß, wunderte sich über nichts mehr als über die heitere Gelassenheit, mit welcher jene ihr Schicksal ertrugen. Sie murrten nicht, sie grollten nicht, alles schien ihnen recht und eben zu sein, und ihnen wenigstens nur das zu widerfahren, was sie verdienten. Gabriel beneidete und tadelte sie zugleich um dieser Ergebenheit willen, hütete sich jedoch wohl, etwas davon laut werden zu lassen, denn wozu sollte er dieselbe stören? Viel besser war es, die Freude, zu der sie angelegt waren, zu wecken, und das that er durch seine in den mannigfaltigsten Formen dargebrachten Gaben nach seinen Kräften und zu seiner Lust.

Nach dem Sprichworte kommt ein Unglück selten allein, mit dem Glücke soll es nach mancher Leute Rede ebenso bewandt sein. In der That fiel Gabriel bald nach dem ersten Goldapfel noch ein zweiter zu. Der Brief eines in seiner Vaterstadt ansässigen Rechtsanwalts unterrichtete ihn, daß die Abhandlung über die Hinterlassenschaft

der Mutter begonnen habe und in zwei Monaten zu Ende geführt sein dürfte; zugleich wurde die Summe genannt, welche ihm als Legat in Aussicht stehe. Sie war in anbetracht der zerrütteten Verhältnisse Gabriels groß und konnte, wenn sorgsam und geschickt verwendet, zu einer gründlichen Aufbesserung derselben dienlich sein.

Gabriel war durch diese Botschaft nicht weniger gerührt als überrascht. Er wußte, wie es mit dem elterlichen Vermögen zur Zeit der Heirat Michaels bestellt gewesen sei, und wie er gleich diesem damals seinen vollwichtigen Teil davon bekommen, die Eltern aber sich nur eine Rente ausbedungen hätten. Diese Rente, eben hinreichend zur Bestreitung der Kosten des Haushaltes, war ohne Zweifel auch Jahr für Jahr verbraucht worden und hatte kraft des Vertrages nach des Vaters Tode eine erhebliche Minderung erfahren. So konnte das die Legate bildende Vermögen nur aus den Sparpfennigen der Mutter bestehen. Sie war freilich immer eine große Meisterin im Schonen und Sammeln gewesen, aber was mußte sie nicht entbehrt haben, um solchen Vorrat anzuhäufen! Er mußte an das armselige Dasein der Eheleute Schreihahn denken.

So, schien es ihm, hatte die Mutter gelebt und ihre Heiterkeit war von gleichem Schlage gewesen! Aber nein, sie war es nicht, denn die Mutter gehörte nicht in die Zahl jener so ganz und gar ergebenen und in ihrer Ergebenheit frohen Wesen. Sie war heiter um andrer willen und entbehrte, um denjenigen geben zu können, welche sie liebte, Gabriel aber meinte, das sei vor allem andern traurig, und betrübte sich, eben weil er ihr hierin ähnelte. —

Von ihrer Geduld und Vorsicht allerdings hatte er nur wenig geerbt, und so war denn das erste, was er mit dem ihm zugeschriebenen Besitze begann, darauf Schulden zu machen. Warum sollte er das für seine Verhältnisse Ersprießliche erst in zwei Monaten und nicht schon morgen thun? Mußte ihn die Zeit bis dorthin nicht als verloren dünken? So geschah es, daß er zu beträchtlichen Zinsen bei einem Verleiher Geld aufnahm, etwa in der Höhe des vierten Teiles seiner Erbschaft. „Besser ein Sperling in der Hand, als eine Taube auf dem Dache," sagte er, indem er das flüssige Borgviertel mit dem noch gefrorenen Ganzen verglich, wobei er freilich nicht bedachte, daß er eigentlich nicht wußte, wohin der

Fluß zu leiten sei, und vielleicht die Zukunft um der Gegenwart willen gefährdete. In der That versickerte jener im Sande gewöhnlichen und ungewöhnlichen Gebrauches, ohne irgendwie nutzbar zu werden. Die Schreihähne, so genügsam und anspruchslos sie auch waren, thaten dennoch das ihrige dazu, und als die zwei Monate verflossen waren, war es auch das Geld. Um die also entstandene Verwirrung zu vollenden, traf überdies ein Brief des Rechtsanwaltes ein und meldete, daß die Abhandlung über den Nachlaß der seligen Frau Engel noch einige Zeit in Anspruch nehmen werde. Dadurch wurde Gabriel in die Notwendigkeit versetzt, seinen Wechsel verlängern zu lassen, was ihn natürlich ein Sümmchen kostete, dafür aber auch über die Zweckmäßigkeit seiner Operation aufklärte.

„Durch Schaden wird man klug," sagte Gabriel, wußte jedoch mit seiner Klugheit ebensowenig anzufangen wie vormals mit demjenigen, was den Schaden gebracht hatte. Das Winter-Idyll des grauen Stübchens, eine Zeitlang auf dem eisfreien, grünen See des Lebens dahingeschaukelt, war mit einemmal festgefroren und die Not blies als Wind bald aus dieser bald aus

jener Richtung bitterkalt darauf los. Gabriels besondere Mahlzeiten sowie diejenigen, welche er mit den Schreihähnen genoß, wurden kärglicher und schmaler, und alle drei bemerkten mit Erstaunen, wie in den jüngsten Monaten ihre Bedürfnisse gewachsen waren. Mutter Schreihahn beschritt noch am leichtesten wieder das alte Geleise, ihr Mann ließ es schon an einigen Betrachtungen nicht fehlen, und Gabriel wurde gar mißmutig. Jetzt plagte ihn auch die Sorge, was geschehen würde, wenn die im Ungewissen schwebende Abhandlung der Verlassenschaft erst nach Ablauf des Termines, welchen er von seinem Gläubiger erlangt hatte, ihr Ende fände. Eine abermalige Verlängerung der Zahlungsfrist ließ sich nach der bis jetzt gewonnenen Erfahrung nur mit einer neuen Belastung seines Konto erreichen, und es gehörte keineswegs in den Bereich der Unwahrscheinlichkeiten, daß die Zuschlagsgewichte, welche seinem Gläubiger auf die Wagschale der Schuld zu legen beliebte, das Vollgewicht des Legates erreichten. — In dieser Not fiel Gabriel der dritte Goldapfel zu.

Er saß eines Abends wieder bei seinen Freunden, welche nun mit größerem Fleiße als je an

ihren Strumpfwaren schafften, als das Dienstmädchen des Agenten Müller hereinkam und, was wunderbar genug war, eine schöne Empfehlung von oben ausrichtete, woran sich die Bitte schloß, Herr Engel möchte für einen Augenblick zu ihrer Herrschaft kommen, um einen Fremden zu sprechen, welcher ihn daselbst erwartete. Verwundert fragte er das Mädchen um den Namen des Fremden. Sie erwiderte, denselben nicht zu kennen. — Wie er aussehe? — Sie beschrieb einen dickleibigen, feingekleideten Mann, der eine schwere goldene Uhrkette und ein jüdisches Gesicht trage. Gabriel besann sich vergebens. „Wie weiß er, daß ich hier bin?“ fragte er. „Das habe ich ihm gesagt,“ antwortete das Mädchen. „Und aus welchem Anlaß?“ „Bei Tisch war die Rede von Ihnen,“ versetzte sie. „Ich ging ab und zu und hörte es. Da fragte der fremde Herr den unsern, wo Sie zu finden wären, und ich antwortete, daß Sie jeden Abend hier zu Besuche seien. Wenn er es wünsche, so würde ich gleich nachsehen. Er meinte, ich solle das thun und, wenn ich Sie träfe, eine schöne Empfehlung bestellen und Sie bitten, für einen Augenblick hinaufzukommen.“ „Wer mag das sein?“ fragte Gabriel. Die Neu-

gier plagte ihn zu gehen, die Erinnerung desjenigen, was er von dem Agenten erfahren, hielt ihn ab, dessen Wohnung zu betreten. Er sprach dies unverhohlen aus. „Gehen Sie doch wenigstens bis ins Vorzimmer! Ich werde den Herrn dahin bestellen," sagte die Magd. Damit gab sich Gabriel zufrieden.

Das Mädchen lief ihm voraus die Treppe hinan, und als er eine Minute nach ihr in dem bestimmten Gemache anlangte, trat auch schon der fremde Herr durch eine aus den innern Zimmern in dasselbe führende Thür herein. „Herr Engel?" fragte er, offenbar ungewiß, ob er wirklich den Gesuchten vor sich habe. „Gabriel Engel!" war die Antwort. „Wie Sie sich verändert haben!" sagte der fremde Mann. „Auch ich weiß nicht," erwiderte Gabriel, „mit wem —" „Unmöglich," unterbrach ihn jener. „Sie sollten mich nicht erkennen?"

Er war mit diesen Worten ganz nahe vor Gabriel getreten. „Ah!" rief dieser. — Der Mann war kein andrer als Salomo Lämmerchen, freilich dick und nobel geworden, aber noch immer der oder das alte Lämmerchen. „Wie ich höre, sind Sie zum Gutsbesitzer avanciert!" sagte er.

„Will sagen zum Schloßbesitzer!“ fügte er hinzu, als Gabriel ein verdrießliches Gesicht machte.

„Ich danke für den Witz,“ antwortete dieser.

„Nur nicht zu eifrig, alter Freund!“ begütigte Salomo. „Nur nicht zu eifrig, wie der Dichter sagt. — Wollen Sie nicht ein Geschäft mit mir machen?“

„Das wäre?“ fragte Gabriel.

„Sind Sie nicht ein Schloßbesitzer?“ fragte jener dagegen.

„Ah, ich verstehe! Der Agent Müller —“

„Hat mir von Ihrem Schlosse erzählt,“ fiel Salomo ein. „Ich fragte, als Ihr Landsmann,“ wie es Ihnen gehe — die Rede kommt ja auf allerlei und man bekümmert sich gern um seine Landsleute an einem fremden Orte — da sagte er mir, Sie seien unter die Erfinder gegangen.“

„Und Sie wollten mir das Schloß abkaufen?“ fragte Gabriel.

„Eventuell, eventuell!“ meinte Lämmerchen, an seiner Kette spielend. „Vielleicht könnten wir das morgen besorgen,“ setzte er hinzu, als der andre unschlüssig schien. „Wäre es Ihnen gelegen, die Ware in meinen Gasthof zu schicken?“

„Nicht sonderlich,“ antwortete Gabriel.

„Auch gut! So komme ich zu Ihnen!“ sprach Salomo. „Und um welche Stunde beiläufig?“

„Wann es beliebt!“

„Also um neun Uhr vormittags!“ antwortete Lämmerchen, indem er seinen goldenen Chronometer zog und den Deckel springen ließ, als ob er die Zeit bis dorthin messen wollte. Dann ließ er sich den Weg zu Gabriels Werkstätte beschreiben und bot diesem nach einigen gleichgültigen Bemerkungen gute Nacht und eine Zigarre an. Gabriel dankte für beides, begnügte sich jedoch mit dem ersteren, weil er nur dieses erwidern konnte, und ging.

Als er den Schreihähnen berichtete, was vorgefallen war und in Aussicht stehe, sagte das Männchen: „Gotts Blitz! Das muß ein tüchtiger Herr sein!“ und das Weibchen sprach: „Es ist dafür gesorgt, daß nichts zu Grunde geht.“ Dabei hantierten sie an ihren Strümpfen fort, bis ihnen allgemach unter den grünen Schirmen die Augen zufielen. „Die Lampe brennt so trübe,“ sagte der Hahn. „Ach, ich bin schon schläfrig,“ sagte die Henne, und „Ich gehe schon,“ sagte Gabriel. Nach zehn Minuten war es finster und ruhig im Hühnerstalle.

Des nächsten Tages erschien um die anberaumte Stunde Salomo in seiner Pracht und Herrlichkeit mit einem Gefolge von zwei schwer bewaffneten Männern in der Werkstatt Gabriels, der ihn einigermaßen verwundert begrüßte. „Ja, ja, mein Freund!“ entgegnete jener darauf, „nicht klug ist, wer die Katze im Sacke kauft, und ich habe mir da Leute mitgebracht, die sich auf Schlösser verstehen und schon manche eiserne Thür geöffnet haben. Legt nur ab!“ wandte er sich dann zu den beiden Gesellen, „und macht es euch bequem!“ Er that gerade so, als ob er hier zu befehlen hätte, aber immer gemütlich heiter.

„Ist's gefällig?“ fragte er Gabriel, indem er diesem abermals eine Zigarre anbot. „Danke!“ sagte Gabriel, ohne das Geschenk anzunehmen. „So will ich allein meine Rauchstunde halten!“ sprach Salomo. „Aber wo steckt denn unser Schloß?“ fuhr er fort und sah sich allenthalben um. Gabriel brachte es herbei. „Das ist ja gleich an einer Kassette!“ rief Salomo. Er drehte den Schlüssel hin und her, die Riegel gingen leicht. „Es schnappt brav,“ meinte er, zog den Schlüssel heraus und betrachtete den künstlich geformten Bart desselben. „Filigran, Filigran!“

sagte er und nickte und schüttelte mit dem Kopfe. „Und was meint ihr dazu?" wandte er sich an seine sachkundigen Gefolgsleute. Diese unterzogen den Schlüssel einer genauen Besichtigung und erklärten alsdann, noch keinen ähnlichen gesehen zu haben. „So, so!" machte Salomo, die Zigarre zwischen den Zähnen. „Jetzt wollen wir aber auch andre Sperrmittel versuchen! Können Sie das riskieren?" fragte er Gabriel. Dieser bejahte.

Die beiden Schlossergesellen nahmen ihr Rüstzeug zur Hand und begannen mit Schlüsseln und Sperrhaken an der Eröffnung der Kassette zu arbeiten. Ihre Anstrengungen blieben ohne Erfolg. Salomo schaute ihnen aufmerksam zu. „Geht's nicht?" fragte er, als die Männer endlich erhitzt ausruhten. „Nein!" antworteten sie. „Vielleicht mit dem Stemmeisen!" „Können Sie das riskieren?" fragte Salomo Gabriel zum zweitenmal. „Es ist ja lauter Eisen und Stahl," erwiderte dieser.

Die Männer legten die Kassette auf den Boden und machten sich mit Hammer und Brecheisen darüber her. Salomo hatte sich in einer Ecke niedergelassen, packte eine Portion Schinken

aus und verzehrte dieselbe. „Was einem die Arbeit Appetit macht!“ scherzte er. „Hören Sie viel von zu Hause?“ „Das Notwendigste,“ versetzte Gabriel. „Ja, ja,“ sprach Salomo; „es ist recht traurig.“ Er erging sich in einer Betrachtung, wie betrübend es sei, die Eltern zu verlieren, und erzählte, daß auch sein Vater schon Todes verfahren sei. Gabriel sagte nichts dazu und beobachtete die Arbeit der Schlosser. Die Kassette gab nicht nach. „Schreibt Ihnen Ihr Bruder fleißig?“ fragte jener weiter. „Nein!“ entgegnete Gabriel. „Und was hören Sie sonst von ihm?“ „Nichts!“ „Ja, das ist auch eine traurige Geschichte,“ sprach Salomo, indem er sich Mund und Bart abwischte. „Und von Ihrer Schwägerin?“ „Auch nichts!“ antwortete Gabriel, immer den Bemühungen der Männer folgend. „Sie sind wohl nicht sehr neugierig?“ spaßte jener. „Nein, das bin ich nicht!“ war die Erwiderung. „Ah!“ rief Salomo. „Wie das Hämmern den Kopf angreift! Meine Nerven sind so empfindlich! Ich werde wieder ins Bad müssen!“ Er zog den Mund nach rechts hinauf und fuhr mit den Fingern in seinen Hemdkragen, als ob ihm dieser zu enge wäre und ausgedehnt werden

müßte. Die Männer arbeiteten eifrig fort, die Kassette hatte sich noch immer nicht willfährig gezeigt. Salomo sah nach der Uhr. „Teufel!“ rief er, „schon bald eins! Wie die Zeit vergeht!“ Er steckte den Daumen der rechten Hand in die Westentasche, wie das salomonischer Brauch ist, und stellte sich ganz nahe zu den beiden auf dem Boden knieenden Schlossergesellen. „Wird es gehen?“ fragte er. „Ich denke nicht,“ antwortete der eine. „Nun, eine halbe Stunde wollen wir noch zuwarten,“ beschied sie Salomo. Hierauf begann er allerlei Geschichten aus der Heimat zu erzählen, welche er mit verschiedenen Anspielungen, die Gabriel jedoch dunkel blieben, zu versetzen wußte, warf sich sodann auf die Moral, ein Gebiet, worauf er mit ebensoviel Geschicklichkeit als Anstand herumzuspringen verstand, und ging endlich zu einer Betrachtung der politischen und sozialen Verhältnisse über, die er als deprimierend bezeichnete. Zuallerletzt kam er auf die Juden zu sprechen, welche er, immer ein Salomo, in einem Atem belobte und beschimpfte, jede Gemeinschaft mit ihnen verschwur und sofort wieder behauptete, sie seien nicht schlechter als die andern. Gabriel sagte zu alledem weniger als wenig, teils

weil ihm die angeregten Dinge fremd, teils weil sie ihm gleichgültig waren, teils endlich weil er sehr wohl fühlte, wie wenig Ernst es dem prächtigen Salomo um seine Reden sei.

Die Schlosser erhoben sich nun müde und schwitzend von ihrer Arbeit. Es sei nichts auszurichten, sagten sie. Somit hatte Gabriels Erfindung die Probe bestanden.

Lämmerchen schickte seine Leute fort und fragte hierauf, was dieselbe kosten solle. Gabriel nannte eine Summe, wie sie ausreichte, seine Schuld zu bezahlen und ihm außerdem einen kleinen Zuschuß für die Zeit gewährte, welche bis zur Beendigung des Erbschaftshandels verfließen mochte. Salomo fing an zu pfeifen und an den Fingern zu zählen. „Das ist nicht christlich," sagte er, „nicht reell! Neulich haben Sie von dem Agenten Müller kaum ein Sechstel des heutigen verlangt." Gabriel zuckte die Achseln und erklärte, auf seiner Forderung beharren zu müssen. Salomo besann sich, sagte dann allerlei, als: er wünsche die Kassette nur zu seinem Privatgebrauche, möchte gern mit einem Landsmanne ein Geschäft machen, habe sich deswegen bereits in Unkosten gestürzt; rechnete Gabriel vor, was er den Arbeitsleuten

zu bezahlen, was er selbst an Zeit verloren habe, und begann endlich zu feilschen.

Es war bereits vier Uhr nachmittags, als sie handelseins wurden. Salomo Lämmerchen erklärte sich bereit, den zuerst geforderten Preis zu bezahlen, wofür ihm Gabriel seine Erfindung mit allem, was daranhing, übergeben und sich verpflichten mußte, Verbesserungen oder auch nur Veränderungen derselben entweder gar nicht oder doch nur mit Zustimmung des neuen Besitzers treffen und verwerten zu wollen. Dieser Vertrag wurde in der Kanzlei eines Anwaltes sofort zu Papier gebracht, unterschrieben und bezeugt, dann erlegte Salomo den Kaufschilling, nahm das Schloß an sich und ging in seinen Gasthof. Er werde heute abend wegreisen, sagte er. „Soll ich niemand grüßen?“ war seine letzte Frage an Gabriel. Dieser wußte nicht, ob er Ja oder Nein sagen solle. „Sonderbarer Kauz!“ rief Salomo; „so will ich's auf eigne Faust besorgen!“ „Meinetwegen!“ erwiderte dieser. „Na also!“ sagte Lämmerchen. „Jetzt leben Sie recht wohl und lassen sich bald wieder etwas einfallen!“ Sie hatten den Gasthof erreicht.

Als Gabriel schon ein Stück weit von dem-

selben entfernt war, hörte er sich von Salomo nochmals gerufen. „Apropos!“ sagte derselbe, als Gabriel zurückgekommen war. „Eine kleine, interessante Geschichte von Ihrem Bruder!“ „Danke, danke!“ erwiderte Gabriel und machte eine ablehnende Bewegung. „Sie wollen gar nichts von ihm hören?“ „Ich will warten, bis er selbst sie mir erzählt.“ „Das muß ich ihm ausrichten!“ lachte Salomo. „Sie sind doch ein merkwürdiger Mensch! Guten Abend!“ „Glückliche Reise!“ erwiderte Gabriel. Damit trennten sie sich.

In Wahrheit hätte Gabriel gar gern gehört, was mit seinem Bruder los sei, nur widerstrebte es ihm, sich dasselbe von Lämmerchen berichten zu lassen, der ihm selbst unangenehm genug geworden war und mit Michael, soviel er wußte, niemals auf gutem Fuße gestanden hatte. Es war eine seiner Besonderheiten, daß er über diejenigen, welche er liebte, nur mit solchen Personen gern sprach, welche seine Empfindung gegen dieselben teilten. So hatte er selbst vor den Schreihähnen nur das Notdürftigste über seine Familie gesagt, aus keinem andern Grunde, als weil ihnen dieselbe doch unbekannt und gleichgültig bleiben mußte.

Es war jetzt nahe an der sechsten Stunde. Gabriel ging heim, schirrte seinen Schimmel an, spannte ihn vor das Korbwägelchen und fuhr in den freundlichen Abend hinaus, wobei er allerlei seltsame Empfindungen hatte, insbesondere, wenn es bergan ging und der Polack den Kopf schüttelte. Gegen acht Uhr langte er wieder im Städtchen an, machte verschiedene Einkäufe und begab sich dann zu seinen Schreihähnen, welche ihm den Rest des Tages heiter und, trotz alles Plauderns, still verbringen halfen. Als er heimkehrte, leuchtete der helle Sternenhimmel über ihm, alles war so rein und frei. Gabriel aber freute sich, daß er des Schlosses ledig war, und das nicht allein des Geldes wegen, sondern auch, weil es ihn an mancherlei erinnerte.

Etwa fünfzehn Monate später gab es einen rauhen Herbstabend. Ein kalter Wind hatte einen kalten Regen gebracht, riß das braune Laub von den Bäumen und trieb es in ganzen Schwärmen vor sich her. „Nein, den sollst du mir nicht nehmen!“ sagte Gabriel und drückte sich den Hut,

welchen der Wind soeben gelüpft hatte, fester auf den Kopf. „O du schöner Grund, was ist aus dir geworden!“ fuhr er fort, während er über eine von der Nässe durchweichte Wiese hinpatschte, in deren morastigen Boden er bei jedem Schritte so tief einsank, daß er die Füße nur mühsam wieder losbrachte und oft genug Gefahr lief, seine Stiefel zu verlieren. „So geht es im Leben!“ bemerkte er weiter, als er sich über eine besonders schwierige Stelle hinweggeholfen hatte, „da fuhrwerkt einer schnurrstracks auf das grüne Gras los und steckt, ehe er sich's versieht, im Sumpfe. Merke dir das, Gabriel, und bleibe andermal schön auf der gebahnten Straße, denn es gibt viel nasse Plätze in der Welt, und jeder soll froh sein, wenn er sich und sein Schäfchen im Trocknen hat!“

Unter diesem Selbstgespräche hatte er die Straße wieder gewonnen, von welcher er, um eine Biegung abzuschneiden, vor wenigen Minuten abgegangen war. Dennoch blieben seine Gedanken auf der vermoorten Wiese, aus der sie gleich Irrwischen aufgeflackert waren, und nicht einmal als er, durch ein Thor des Bahndammes tretend, die Lichter der Stadt vor sich glänzen

sah, ward es anders mit ihnen: sie standen auf dem Sumpfe.

Zu verwundern war das allerdings nicht. Die wirtschaftlichen Grundlagen seines Lebens ähnelten jenem nur allzusehr, denn er hatte sich ganz wörtlich in das haltungslose Bruchland hineingefuhrwerkt, und der Schimmel war mindestens zu einem Teile daran schuldig, daß Gabriel die Zeit nahe vor sich sah, da er aufs neue aller Barschaft bar sein würde. Der Schimmel und Herr Schreihahn! Diese waren nämlich beide schwach und krank, der eine stall-, der andre bettlägerig geworden, und Gabriel hatte für sie Aerzte und Arzneien bestritten. Das mußte nun ohne Frage als eine Thorheit gelten, denn einerseits war es vorauszusehen, daß seine füglich doch nur geringen Geldmittel durch eine langwierige Kur, wie sie namentlich dem alten Schreihahn prophezeit worden, hart angegriffen, vielleicht erschöpft werden müßten, anderseits gab es für beide Patienten kostenfreie Helfer und Quartiere: für den Mann den Armenarzt und das Armenhospital, für das Roß den Wasenmeister und Schindanger. Gabriel wußte das sehr genau, aber er hatte seine Kranken gern und hoffte

recht nach Thorenweise, er werde ihnen wohl und sich nicht allzu wehe thun. Zudem fürchteten der alte Schreihahn und sein Weib mit ihm nichts in der Welt so sehr, als den Armenarzt und das Hospital, und beide segneten Gabriel, welchen sie für reicher hielten, als er war, allabendlich einige Dutzendmal dafür, daß er es dem Kranken ermöglicht hatte, daheim liegen zu bleiben, und, was nicht anders sein konnte, die Last ihres Unterhaltes trug. An diesem Mißkennen seines Besitzes war aber Gabriel keineswegs unschuldig. So groß nämlich sein Ungeschick war, sich in der Welt geltend zu machen, so groß war auch seine Scheu, gar nichts in derselben zu gelten. Das Leben hatte ihn noch nicht soweit zu schulen vermocht, daß er sich der Armut nicht geschämt hätte, ja solange er überhaupt noch über einiges Kapital verfügte, mochte es auch kaum der Rede wert sein, gestand er es nicht einmal vor sich selbst, daß er zu der verachteten Schar der Besitzlosen gehöre. Auch in der armseligen Steige der Schreihähne hatte diese verschämte Armut Bedenken getragen, sich zu enthüllen, sondern eher noch mehrere Schleier angethan, und sie und die Freundschaft bewogen

Gabriel, zu thun, was über seine Kräfte ging. Auf diese Art war er mit seinem Erbteile bis auf einen sehr unansehnlichen Rest fertig geworden, und das ohne einen andern Erfolg, als daß er seinen Schimmel so gut wie hergestellt sah, denn der alte Schreihahn krankte ohne Anwartschaft auf Genesung weiter.

Das war nun das grüne Gras und der Sumpf, aus dem die Gedankenirrwische aufstiegen, und das Unglück war, daß diese Gedanken als Irrwische einen Sumpfboden brauchten. Nichtsdestoweniger begab sich Gabriel wieder in die traute Hühnersteige und wurde heiterer daselbst. Die seiner Gaben frohe Gegenwart verscheuchte die Sorge um die Zukunft wenigstens für einige Stunden, und erst, als er wieder heimwärts zog, dachte er dessen, was kommen solle.

Uebrigens hatte er vorhin Unrecht gethan, das Vollgewicht der Schuld an seiner Verarmung dem Schimmel und den Schreihähnen aufzuladen, denn sicherlich fiel die Hälfte davon auf seine eignen Schultern, insofern er nämlich alles unterlassen hatte, was seinem Geschäfte einen Aufschwung zu geben vermochte, wenn er nicht etwa den Umstand als einen solchen in Anschlag zu

bringen geneigt war, daß er einen Gesellen gedungen, welcher bei ihm zwar Kost und Lohn, aber beinahe keine Arbeit gefunden hatte.

Trotzdem hatte er denselben solange als möglich in seinem Dienste behalten, teils weil er ihn nicht ins Brotlose schicken wollte, teils wiederum aus verschämter Armut. Seine eigne überreichliche Muße aber hatte er meist dazu verwendet, Verbesserungen an seinem Kunstschlosse zu ersinnen, welche er von Lämmerchen gut honoriert zu sehen hoffte. Es war ihm jedoch keine einzige geglückt, seine Erfindungskraft schien erschöpft zu sein. Er hatte sich denn auch oft genug gesagt, daß er seine Zeit vergeude, ja mitunter in abergläubischen Anwandlungen gemeint, er solle sich mit einem Dinge, das ihm soviel Ungemach gebracht und über dessen Entäußerung er sich deshalb gefreut habe, fürderhin nicht abgeben; gleichwohl kehrte er immer wieder zu demselben zurück, es war, als ob irgend etwas Liebes in das stählerne Gehäuse verschlossen sei. — Kurzum, er hatte, sowohl was die Haltung der Ausgaben, als was die Beschaffung der Einnahmen betraf, so schlecht als möglich gewirtschaftet. „Das macht, weil ich ein Sonntagskind bin und das

grüne Gras so gern habe," sagte er. In der That sah er, so oft es ihm halbwegs leidlich erging, die Welt besser als sie ist.

Während Gabriel so an den Resten seines letzten Wohlstandes zehrte, erhielt er einen Brief von Michael: den ersten. Derselbe meldete ganz kurz, daß ihn eine Geschäftsreise an Gabriels Wohnort führen und er sich freuen werde, den Bruder zu sehen und zu sprechen. Folgten Tag und Stunde der Ankunft, sowie seine und der Frau Grüße. — Das erste, was Gabriel aus Freude über diese Nachricht that, war, daß er eine Feile zerschlug; das zweite, daß er auf den Bahnhof lief, um sich zu vergewissern, ob des Bruders Zeitangaben richtig seien. Sie stimmten: um halb sechs Uhr kam der Zug aus der Vaterstadt. Michael hatte sich nicht geirrt, und Gabriel durfte ihn übermorgen erwarten.

Die Zeit, welche bis dahin verstrich, war natürlich des Jubels voll. Der alte Hader war erloschen, die alte Schuld getilgt, Gabriel stand wieder auf verwandtem Grunde, und ein Gefühl tiefer Ruhe und Sicherheit kam über ihn. Die Not, welche schreckhaft in nächster Nähe gelauert hatte, entfloh, und die Sorge ließ sich gar nicht mehr

blicken. Er vergönnte sich und den Schreihähnen mehr als in den jüngsten Wochen und machte mit seinem Schimmel eine kleine Spazierfahrt. Wie Michael wohl aussehen und was er von Crescenz erzählen würde? Gewiß erfreulich und erfreuliches! „Schimmel!“ sagte er, als er eine kleine Höhe hinanfuhr, „Schimmel, was meinst du, wird es Verdruß zwischen uns geben?“

Der Schimmel schüttelte den Kopf. „Schimmel, was meinst du? Wird es nicht doch einen kleinen Haken haben?“ Der Schimmel schüttelte abermals. Freilich, Gabriel hatte gut fragen, er wußte ja, daß der Polack, so oft er bergan zog und angeredet wurde, den Kopf schüttelte. Des Abends entschuldigte er sich im grauen Stübchen, daß er morgen nicht werde kommen können, und erzählte eine Menge kleiner Geschichten aus seiner Kinderzeit, wobei er so beredt und munter war, daß die beiden Alten in helles Erstaunen gerieten. Er müsse ein sehr lustiger Knabe gewesen sein, sagten sie.

Endlich brach der Morgen des Tages an, für welchen Michael seinen Besuch angekündigt hatte, und wurde alsobald durch festliche Waschungen aller Art, durch Stäuben und Lüften

eingeweiht. Um die Mittagszeit war Gabriels Kammer blinkeblank geputzt, das Bett frisch überzogen und noch ein zweites Lager, in Gestalt einer säuberlich bedeckten Streu, so einladend als möglich hergerichtet, jenes für den Gast, diese für den Wirt. „Jetzt noch Wasser in das Becken und die Kanne, dann sind wir fertig und Sie brauchen erst morgen wiederzukommen,“ sagte Gabriel zu der Wäscherin, welche die Reinigungsarbeiten verrichtet hatte. Hierauf ging er in die Werkstatt und probierte an seinen Schuhen eine neue Glanzwichse, mit welcher er morgen des Bruders Stiefel aufzuschmücken gedachte, denn er hatte sich eben noch zu rechter Zeit der Vorliebe desselben für ein glänzendes Fußwesen erinnert und in der ersten Gemischtwarenhandlung des Ortes die bestprivilegierte Schmiere eingekauft. In der That erglänzte das Leder schon nach den ersten Bürstenzügen wie vom feinsten Lack und Gabriel wurde, je länger er strich, desto zufriedener. Nun konnte Michael kommen.

Eine halbe Stunde vor Ankunft des Zuges stand Gabriel, mit seinem besten Kleide angethan, auf dem Perron des Bahnhofes und wartete. Die Zeit verging mit der in seinem Falle not-

wendigen Langsamkeit, er lief hin und her, schaute nach der Dampfsäule einer Lokomotive, horchte nach ihrem Pfiffe aus und meinte fortwährend, der Zug müsse früher eintreffen, als bestimmt war, was natürlich nicht geschah. Einige Minuten vor halb sechs erschien aber der Agent Müller auf dem Perron und stellte sich in eine Positur, welche ganz danach aussah, als ob er ebenfalls jemand zu erwarten habe. Sie grüßten einander nicht. — Der Zug fuhr ein und brachte viele Passagiere, unter deren Menge Gabriel — er war ja etwas kurzsichtig — lange vergeblich nach dem Bruder umblickte. Da sah er ihn plötzlich und ihm ward, als hätte er einen Schlag ins Antlitz erhalten, ziemlich nahe an sich vorübergehen an der Seite des Agenten Müller und in freundlichem Gespräche mit demselben. „Michael!“ wollte er rufen, brachte jedoch keinen Laut zuwege und stand wie angewurzelt an seinem Platze, indes jene, immerfort redend, sich langsam der Thüre des Wartsaales näherten. Michael trug in der Linken eine lederne Handtasche, in der Rechten einen grünseidenen Regenschirm, mit dem er, lebhaft gestikulierend, in der Luft herumfocht, — sah blühend aus und war

gekleidet wie ein wohlhabender Mann. Der Agent gebärdete sich bedächtiger, stützte sich mit der Rechten auf seinen Stock und bewegte dann und wann die Linke ein wenig. Jetzt standen sie an der Thüre, der Agent öffnete, ließ Michael eintreten und folgte ihm.

Gabriel wäre am liebsten schnurstracks nach seiner Werkstatt gelaufen, seine Freude war ihm gar zu arg versalzen worden, aber das Verlangen, den Bruder zu sprechen, überwog doch sogleich wieder. Er fürchtete, denselben aus den Augen zu verlieren, und folgte ihm ebenfalls.

Als er in die Thür des Wartsaales trat, sah er gerade noch, wie sich der Rücken des Walfischchens durch die entgegengesetzte schob, Michael war bereits draußen. Gabriel eilte nach, so rasch er konnte. Er war entschlossen, den Bruder anzurufen. In dem Gange, welcher sich an den Saal anschloß, sah er die beiden, wie früher, sprechend und gestikulierend weitergehen, nur schaute Michael mitunter nach rechts und links, als ob er jemand suchte. „Wenn er sich nur ein wenig umdrehen wollte!“ dachte Gabriel, aber das geschah nicht. Es blieb nichts übrig, als zu ihm zu treten und ihn anzureden.

„Michael!“ sagte Gabriel, indem er von rechts — links ging der Agent — hinter seinen Bruder trat und ihm auf die Achsel klopfte. Dieser wandte sich um, stand einen Augenblick wie betroffen, ja erschrocken da, faßte sich jedoch schnell und rief, indem er Gabriel die Hand reichte: „Ah, schön, daß du da bist! Ich habe mich überall nach dir umgesehen und schon geglaubt, du seiest ausgeblieben. Mein Bruder!“ wandte er sich an das Walfischchen, und „Herr Agent Müller!“ an Gabriel. „Falls die Herren einander nicht schon kennen sollten!“ setzte er lächelnd hinzu.

Der Agent zog mit jener kaltblütigen Unverschämtheit, wie sie der Mehrzahl unsrer sogenannten Gebildeten eigentümlich ist, den Hut und sagte höflich: „Freut mich sehr!“ als ob er eine ganz neue Bekanntschaft machte. Gabriel rührte an seine Hutkrempe. „Du siehst sehr gut aus!“ sprach er zu dem Bruder.

„Danke, danke!“ antwortete dieser. „Es geht mir auch ganz gut. Und wie steht es denn mit dir? Bist du verheiratet?“

„Nein! — Weißt du das nicht von der Mutter her?“

„Keine Spur!“ lachte Michael. „Aber über diesen Punkt muß ich erst mit dir reden!“

„Störe ich vielleicht?“ fragte der Agent.

„O durchaus nicht!“ rief Michael. „Mein Bruder und ich, wir haben noch lange Zeit, uns auszuschwatzen. Du entschuldigst schon für einen Augenblick!“ ersuchte er diesen, kehrte sich hierauf wieder zu dem Agenten und verhandelte mit ihm über allerlei Geschäftliches.

Wieder verspürte Gabriel das Verlangen, davonzulaufen, aber es war ihm, als würde er von Michael an einer Kette gehalten. Er kam sich wie ein Hund vor, so treu, aber auch so gering geachtet wie ein solcher.

„Haben Sie schon Wohnung?“ fragte das Walfischchen.

„Man hat mir den englischen Hof empfohlen,“ antwortete Michael.

„Ein recht gutes Gasthaus!“ erwiderte das Walfischchen. „Was macht Ihre Frau?“

„Danke, danke! Sie ist gesund und frisch. Erinnern Sie sich noch an den kleinen Max?“

„O ja! Das liebe Kind mit den schwarzen Augen und dem Stumpfnäschen?“

„Nein, die Augen hatte er nach mir, aber die Nase paßt.“

„Ah so! Da habe ich mich geirrt,“ sagte das Walfischchen.

„Das Kind ist uns vor einem halben Jahre an den Fraisen gestorben.“

„Ah, das ist schade!“ rief das Walfischchen und schaute Michael mit einem teilnahmsvollen Blicke an. „Es war so ein herziger Knirps! — Wie viel haben Sie ihrer noch?“

„Drei!“ antwortete Michael. „Zwei Knaben und ein Mädchen.“

„Nichts zugewachsen?“

„Nein! Wünsch' es auch nicht! Viel Kinder, viel Sorgen!“

„Nun, Sie können das schon aushalten!“ sagte das Walfischchen schmunzelnd. „Sie unglücklicher glücklicher Mann!“

Michael lachte und begann wieder vom Geschäfte zu reden. Gabriel aber dachte an seine Kammer, an das frisch überzogene Bett, an die Streu und die bestprivilegierte Stiefelwichse, an das, was der Agent und was er von Michaels Verhältnissen wußte, an Crescenz und die Kinder, und fühlte, wie ihm entsetzlich enge ward.

Sie näherten sich dem englischen Hofe. „Kann ich Sie abends treffen?“ fragte das Walfischchen.

„Wird mir ein Vergnügen sein,“ antwortete Michael. „Vielleicht im Gasthofe? Was ist für für eine Gesellschaft dort?“

„Die beste!“ erwiderte das Walfischchen. „Lauter intelligente Männer, Kaufleute, Beamte.“

„Umgänglich?“ fragte Michael.

„Sehr! Uebrigens will ich Sie, wenn es Ihr Wunsch ist, in die Kompanie einführen.“

„Sehr verbunden!“ dankte Michael. „Du bist natürlich auch dabei?“ wandte er sich an seinen Bruder.

„Ich möchte dich lieber allein sprechen,“ antwortete dieser.

Michael lachte. „Noch immer der Alte!“ rief er. „Das kannst du ja morgen!“ fuhr er fort. „Mein Bruder war immer so ein Wildling,“ erklärte er dem Agenten. „Ich wette, er läßt sich auch hier vor keinem Menschen blicken.“ Er sah nach der Uhr. „Es ist jetzt gerade sechs,“ meinte er. „Bis ich mich gewaschen und ein sauberes Hemd angelegt habe, wird es halb sieben, um diese Jahreszeit gerade recht, eine gemütliche

Kneipe aufzusuchen. In den Passantenzimmern ist es kalt und langweilig."

„Ich ziehe für gewöhnlich die Familie vor," sagte das Walfischchen.

„Also willst du?" fragte Michael nochmals und zog an der Klingel im Hausflur, um einen Kellner herzuläuten.

„Jetzt gehe ich nach Hause," antwortete Gabriel. „Wie lange wirst du in der Wirtsstube sein?"

„Wie lange bleibt die Gesellschaft beisammen?" fragte Michael den Agenten.

„Je nun, bis zehn, auch halb elf, je nach der Unterhaltung!"

„Also bis zehn, halb elf," beschied Michael den Bruder.

„Willst du so lange auf mich warten?"

„Gewiß!" antwortete Michael. „Sind Zimmer frei?" wandte er sich an eine dienstthuende Person des Hauses, die inzwischen herbeigekommen war. „Ja!" sagte diese und übernahm die Handtasche.

„Also bis zehn, halb elf!" sagte Gabriel. „Leb' wohl einstweilen!"

„Sonderling!" rief Michael und ging gegen

die Treppe zu. „Aber laß mich nicht aufsitzen!“

Gabriel hatte seinen armen Schreihähnen vorausgesagt, daß er sie heute kaum besuchen werde. Gleichwohl war er eine Zeitlang unschlüssig, ob er nicht hingehen solle. Er wußte ja doch nicht, was mit dem Abende anzufangen. Zuletzt entschied er sich aber, die beiden Alten allein zu lassen, denn er fühlte sich zu sehr aufgeregt, als daß er denselben ein erfreulicher Genosse hätte sein können. Uebrigens fand er eine seltsame Aehnlichkeit zwischen ihnen und seinem Bruder: sie waren in einem gewissen Sinne glücklich und dieser war es auch. „Unglücklicher glücklicher Mann!“ sagte er traurig. Es schien ihm, als müsse Michael sehr elend sein.

Es war ein Novemberabend und sehr finster, ein leiser Regen, mit einzelnen Schneeflocken untermischt, hatte sich eingestellt und näßte die Pflastersteine, daß sie ganz glitscherig wurden. Es war unbequem und unsicher, darüber hinzugehen, und Gabriel begab sich ins Freie, wo er an den wohlbeschotterten Promenaden, welche in der Umgebung des Städtchens angelegt waren, einen angenehmen und sicheren Boden fand. Zu-

dem war es einsam hier, und er bedurfte der Einsamkeit. Die vielverschlungenen Pfade, die dunklen Baumgruppen, die verregneten Rasenplätze, das laternenlose Dunkel paßte ihm heute gerade. Bald eiligen, bald gemäßigten Schrittes dahinwandelnd, bald stehen bleibend, wollte er immer nur das Eine: seinen Bruder begreifen. Er erkannte ihn nicht wieder und suchte in einem fort den alten Michael, ohne ihn finden zu können. Wie war er nur geworden! wie gewandt, wie vornehm, wie klug und wie kalt! Ach, er mühte sich umsonst, das zu erfassen, und fühlte nur, daß ihm Michael damals, als er ihm feindlich gegenübergestanden, lieber gewesen sei als heute. Hätte er größere Einsicht und Bildung besessen, so würde er gesagt haben, er sehe es nun an einem naheliegenden Beispiele zuallererst, wie die Menschlichkeit in den meisten Menschen viel früher als diese selbst absterbe, und wie er für seine Person zu dem geringen Häuflein derjenigen gehöre, welchen sie während des ganzen Lebens unverloren bleibt, zu dem Häuflein derjenigen, welche von der Welt, vorausgesetzt, daß dieselbe guter Laune ist, große Kinder genannt werden und die echten Sonntags-

kinder sind, mit ihrem Sonntage jedoch kein Glück machen, da der Werktag allein schafft, was förderlich ist. Das konnte er sich, wie gesagt, nicht klar machen; er meinte nur immer, daß Michael, wie der Agent Müller gesagt hatte, ein unglücklicher glücklicher Mann sei.

Die vertraute Bekanntschaft dieser beiden war ihm ebenso unangenehm als rätselhaft, und er nahm sich vor, den Bruder in Betreff derselben zu befragen. Er hatte den Agenten von dem Hausstande, von der Familie Michaels wie von heimischen Dingen reden hören und schmerzlich empfunden, daß er mit jenem verglichen daselbst fremd, wildfremd sei. Eine Art von Eifersucht auf den Agenten quälte ihn. Er konnte sich des Wahnes nicht entschlagen, als ob dieser die Freude zerstört hätte, welche ihm der heutige Tag versprochen hatte, ja bald maß er demselben noch schwerere Schuld bei. Alles, was sich zwischen ihn und die Seinigen geschoben hatte, vereinigte sich in der Gestalt des Agenten, welcher allerdings das schlimmste Subjekt von allen vorstellte, denen er bislang begegnet war. Der Agent, das Walfischchen, dieser fette, kalte, glatzköpfige, listige, rohe Bursche, der Hausfreund seines Bruders!

Nun ja, Michael hatte sich auch, wie es eine solche Freundschaft erheischte, geändert. War es mit den übrigen ebenso? Die übrigen! Diese übrigen bestanden in einer Person: Crescenz.

Gabriel hatte gar oft ihrer gedacht, aber sonderbarerweise ohne echte Sorge und Liebe, wenigstens war ihm ihr Schicksal nicht so nahe gegangen, wie das der Eltern und des Bruders. Sie hatte ihre alte Liebe zu diesem offenbar wiedergefunden und lebte nun ungestört und in ihrer heiteren Weise dahin. Mitunter beschäftigte ihn freilich auch der Gedanke, wie sie sich einstmals mit solcher Leidenschaft an ihn habe drängen können, zumal da ihm das plötzliche Aufflammen derselben nicht recht begreiflich erschien. Er pflegte bei solchen Gelegenheiten seiner Schwägerin alles Gute zu wünschen, worunter er im ganzen die Fülle häuslicher Güter und das Behagen daran verstand, machte jedoch insgeheim den Zusatz, daß ihr sicherlich weder die einen noch das andre fehlten, mit andern Worten, er bekümmerte sich wenig um sie.

Heute nun, da er von seiten eines Unberufenen Einblick in die Häuslichkeit Michaels gewonnen und erkannt hatte, daß es mit derselben

in Wirklichkeit nicht so bestellt sei, wie in seiner Einbildung, war ihm um Crescenz ernstlich bange geworden. Er sah, wie eben dasjenige, was er haßte, auf sie eindrang, sah sie selbst, wie sie sich dagegen wehrte, dann wieder, und das fiel ihm schwer aufs Herz, wie sie jenes Hassenswerte aufnahm. Der Agent kam, bot ihr die Hand und guten Abend, sie that ebenso, dann gab es viel Gespräch und Gelächter — die Ohren klangen ihm davon — und keinen Gedanken an ihn, der ihr doch einmal etwas gewesen war.

Ein wilder Schmerz erfaßte ihn. Er sah alles Glück des Lebens vor sich leuchten und blühen, aber weit entrückt, so weit, daß jeder Gedanke, auch nur ein Teilchen zu erhaschen, kindisch und thöricht erschien. Die Jugend war an ihm vorbeigegangen, ohne ihm den goldenen Becher zu reichen, in welchem der süßeste Wein des Daseins schwankt, und von dem zu trinken sie sobald keinem wehrt. Wie gern hätte er das Zaubergefäß an seine Lippen gesetzt und den holden Rausch eingesogen, den es barg, aber die Jugend hatte seiner nicht geachtet, war weiter, immer weiter gewandelt, und er sah ihr nach und dürstete. Was half es ihm, daß zu seinen Füßen ein klarer

Quell aufsprang, da er doch immer nach jenem Becher verlangte?

Es litt ihn nicht mehr in der herbstlichen Einöde, er mußte in die Stadt zurück. Die Glocken schlugen halb zehn. In einer Stunde, vielleicht auch schon früher konnte er Michael sprechen. Er spazierte in der Nähe des englischen Hofes auf und ab, immer das Thor des Hauses im Auge behaltend, um zu sehen, ob die Gesellschaft sich schon zerstreue. Nichts wäre ihm peinlicher gewesen, als dieselbe noch beisammen zu treffen, er wußte ja, daß er nicht hineingehöre und mit welchen Blicken ihn die Herren betrachten würden. „Hätte ich nur dem Michael nichts versprochen!" sagte er zu sich selbst, aber er täuschte sich, wenn er meinte, daß er dann keinen Zwang verspürt hätte, diesen in der Gaststube aufzusuchen, denn so hart auch der Stoß war, welchen Gabriel heute von dem Bruder erhalten hatte, die Kette, woran ihn derselbe zu sich zog, war doch noch härter.

Als die Uhren zehn angaben, vermochte Gabriel seine Ungeduld nicht länger zu beherrschen. Er hatte Leute genug den englischen Hof verlassen sehen, es konnte nicht zu früh für ihn sein. Auf-

geregt, daß ihm die Wangen glühten, trat er in Gaststube. Michael saß dem Agenten Müller gegenüber an dem einen Ende eines langen, weißgedeckten Tisches, fünf Herren, alle den besten Kreisen der Stadt angehörig, an dem andern. Der wohlhabende Schlossermeister, mit dem langen Barte und der umfänglichen Gestalt, sowie ein Kaufmann, welchem Gabriel an jenem Pfingstsonntage ebenfalls sein Schloß angeboten hatte, befanden sich unter den Fünfen, die übrigen waren Beamte.

„Da bist du ja!“ sagte Michael, indem er seinem Bruder die Hand reichte. „Setze dich nur, an Platz fehlt es nicht, und laß dir einschenken.“

Gabriel setzte sich neben ihn. „Was hast du denn bis jetzt getrieben?“ war Michaels nächste Rede.

„Ich bin spazieren gegangen,“ antwortete Gabriel.

„Ei, ei!“ lachte der Bruder. „Ich meinte, du hättest ein Lesekränzchen abgehalten. — Das ist nämlich seine Hauptpassion,“ erklärte er dem Walfischchen, welches ein sehr sonderbares Gesicht machte. Auch die fünf Herren am andern Tischende machten sonderbare Gesichter, wenigstens

deuchte es Gabriel so. „Er hat es von der Mutter,“ fuhr Michael fort, und erzählte dem Agenten allerlei Geschichten, die insgesamt sehr unschuldig, Gabriel jedoch insofern unangenehm waren, als er darin die komische Figur vorstellte, wozu er dem Walfischchen gegenüber keinerlei Neigung empfand. Ueberhaupt wurde ihm so zu Mute, als ob Michael nur dieses als eine ernstlich geltende Person ansehe, ihn selbst jedoch gleich einer Holzpuppe nach Gefallen auf- und abtreten lasse. Es reute ihn, hierhergekommen zu sein.

„Werden Sie nicht noch eines trinken?“ fragte Michael, indem er Müllers Glas anfaßte.

„Nein!“ antwortete dieser. „Mein Maß ist voll, ich werde gehen.“

Gabriel war natürlich überzeugt, daß dies seinetwillen geschehe, und ärgerte sich darüber, so sehr er auch die Entfernung des Agenten wünschte.

„Die Frau erlaubt es nicht anders,“ scherzte Müller und erhob sich. „Guten Abend, Herr Engel!“ sagte er zu Michael. Dieser stand gleichfalls auf: „Grüßen Sie die Frau Gemahlin von mir!“ „Danke!“ antwortete der Agent, grüßte nun auch Gabriel, und ging dann langsam hinweg. Michael begleitete ihn bis zur Thüre. Als

er wieder an seinen Platz zurückkehrte, hatte sein Gesicht einen ganz andern Ausdruck angenommen. Es war, wie Gabriel meinte, demjenigen, welches er noch im Gedächtnisse trug, ähnlicher, vor allem jedoch ernster geworden.

Sie saßen eine Zeitlang schweigend nebeneinander; der jüngere kehrte eine Anzahl auf dem Tischtuche verstreuter Brotkrumen zu einem Häufchen zusammen, der ältere hatte sich eine Zigarre angebrannt und schien dem Gespräche der fünf Herren vom andern Tischende zuzuhören. Sie waren beide verlegen. Endlich begann Michael mit einem eher höflichen als herzlichen Lächeln: „Du hast noch immer deinen Schimmel!“

„Ja! Woher weißt du das?“ erwiderte Gabriel.

„Der Agent Müller hat es mir gesagt und überhaupt viel von dir erzählt.“

„Ihr seid ja dicke Freunde.“

„Er ist ein tüchtiger Mann,“ sagte Michael, „und hat mir schon manches gute Geschäft vermittelt, obgleich wir erst kurze Zeit in Verkehr miteinander stehen.“

„Er hat wohl sehr ausgebreitete Verbindungen?“

„Vor etwa anderthalb Jahren hat er eine

Filiale in unsrer Stadt gegründet und trägt sich nun mit dem Plane, zu uns zu übersiedeln. Seit wir die zweite Bahnlinie haben, gibt es einen großen Verkehr bei uns."

„Ihr habt zwei Bahnlinien?" fragte Gabriel.

„Ja! Müller nun hat, wie gesagt, ein Büreau bei uns eröffnet und kommt oft hin, um alles in Ordnung zu halten. Da sind wir miteinander bekannt geworden. Er hat übrigens erst heute erfahren, daß du mein Bruder bist, und bedauert, das nicht früher gewußt zu haben."

„Das läßt sich denken!" bemerkte Gabriel und sah in sein Glas hinein. Es war nur zu deutlich, daß die Bruderschaft dem Agenten nur deshalb verborgen geblieben, weil sich Michael gegen denselben darüber nie geäußert hatte.

„Du bist einmal bei ihm gewesen, um ihm ein Kunstschloß von deiner Erfindung zu verkaufen?"

„Ja! Es war kurze Zeit vor der Auszahlung meines Legates."

„Stimmt schon!" sagte Michael. „Müller konnte dir das Schloß nicht abkaufen, weil er nicht wußte, ob es wirklich etwas tauge. Auf das Urteil eines Sachverständigen hättest du aber

nicht warten wollen. Jetzt thut es ihm natürlich leid, daß aus dem Handel nichts geworden ist."

„Das glaub' ich, zumal da sich ein andrer dazu gefunden hat."

„Kann sein auch deswegen, denn Geschäft bleibt Geschäft, vor allem aber weil er jetzt unsre Verwandtschaft kennt."

„Er hat sich aber noch heute auf den Fremden ausgespielt," erwiderte Gabriel.

„Vielleicht aus Verlegenheit. Er hätte dir damals beispringen sollen, meint er, und würde es sicherlich gethan haben, wenn er um unser Verhältnis gewußt hätte, denn es scheint ihm, als ob du in einer harten Geldklemme gesteckt wärest."

„Das ist richtig!"

„Warum hast du denn nicht bei mir angeklopft?"

„Das kannst du dir wohl selbst sagen."

Michael schlug die Augen nieder und sprach: „Die Mutter hat es mir noch auf dem Totenbette ans Herz gelegt, dich, wenn du einmal in Not kämest, nicht ohne Hilfe zu lassen. Ueberdies konntest du auch wissen, daß ich keinen Grund mehr habe, dir gram zu sein. — Aber," setzte er in

einem scherzhaften Tone hinzu, „du scheinst es einmal darauf abgesehen zu haben, mich ins Gerede zu bringen.“

Gabriel schüttelte den Kopf und fragte, was er denken solle.

Michael that einige starke Züge an seiner Zigarre und antwortete dann: „Du hast dich mit meinem alten Feinde aus dem Stamme Juda eingelassen.“

„In ein Geschäft!“ setzte Gabriel hinzu.

„Nun, ist das nicht genug? Der Kerl kam heim und brachte allerhand unangenehme Dinge über dich und mich unter die Leute.“

„Er sagte, daß er dich von mir grüßen wolle.“

„Schöner Gruß das! Es gab gerade eine Wahl in der Handelskammer, und wir traten, wie sich das von selbst verstand, gegen einander auf. Da erscheint eines Tages eine Korrespondenz im Wochenblatt und berichtet, daß ein wohlhabender und bei der Kammerwahl sehr interessierter Herr einen armen Teufel von Bruder habe, welchen er unbarmherzig darben lasse. Der arme Teufel sei aber eigentlich kein Teufel, bewahre! — er sei vielmehr des Teufels Erzfeind. In dieser

Manier ging es weiter, und jedermann wußte, wer gemeint sei. Es war ja die alte Geschichte von den Erzengeln. Sie sollte böses Blut machen und machte es auch, freilich nicht so viel, als der Einsender, welcher natürlich kein andrer als Freund Salomo war, beabsichtigt hatte."

Es trat eine ziemlich mißvergnügte Pause ein, dann fragte Michael: „Du hast ihm deine Erfindung verkauft?" — Gabriel bejahte. „Wie teuer?" erkundigte sich der andre. Gabriel nannte den Preis. Da schlug Michael auf den Tisch: „Salomo, Salomo," rief er, „was hast du für ein Geschäft gemacht! Weißt du was er für die Geschichte gekriegt hat?" wandte er sich an den Bruder. Dieser zuckte mit den Achseln. „Du bist schön angeschmiert," sagte Michael und nannte eine Summe, welche die von Gabriel angegebene um mehr als das Hundertfache überstieg.

Sie hatten zuletzt so laut gesprochen, daß sie auch der Gesellschaft der fünf Herren vernehmlich werden mußten, und der Gegenstand war zu anziehend, daß er nicht von denselben beachtet werden sollte. In der That mischte sich der Kaufmann und bald auch der bärtige Schlossermeister in das Gespräch der Brüder. Michael ließ sich

von Gabriel den Fall umständlich erzählen, dann erstattete er den beiden Fragern Bericht, worauf sich unter der Fünfergesellschaft eine eifrige Verhandlung entspann. Die Juristen erklärten den Vertrag für unanfechtbar, alle jedoch waren darin einstimmig, noch eines zu trinken, um ihn wenigstens erörtern zu können. Sie wären sonst fortgegangen, sagten sie.

„Wenn ich das der Hanne erzähle!“ brummte Michael, indem er seinen Bruder ansah.

„Welcher Hanne?“ fragte dieser.

Michael lachte. „So hat dir die Mutter wirklich nichts geschrieben?“ rief er, „die Hanne, die Johanne, meine Frau!“

„So ist Crescenz tot?“

Michael lachte abermals: „Das nicht, nur geschieden! Sie hat in F*** — er nannte einen Gabriel wohlbekannten Ortsnamen — eine Nähschule und soll, wie ich höre, ganz anständig und zufrieden leben.“

Gabriel war leichenblaß geworden. So war alles, alles umsonst! Des Bruders Antlitz erschien ihm wie eine Fratze. War das die interessante Geschichte Salomos? „Die Mutter hat mir nichts geschrieben,“ brachte er nach einer Weile hervor.

„Ja!“ sagte Michael. „Sie hat oft von einem Gelübde gesprochen, das sie in die Hände einer gewissen Person abgelegt hätte. Aber ich glaubte ihr nicht. — Was nun die Crescenz betrifft, so magst du dir, wenn du sie einmal besuchst, ihre Geschichte erzählen lassen, ich will nichts damit zu thun haben. Genug, es zeigte sich, daß es nicht mehr ging, und wir ließen uns scheiden, das ist die Hauptsache.“

Gabriel schüttelte schweigend den Kopf.

„Ledig bleiben konnte ich nicht,“ fuhr Michael fort, „das Geschäft, die Verhältnisse gestatteten das nicht. So nahm ich die Hanne und habe mich nicht betrogen. Sie hat mich zu dem gemacht, was ich jetzt bin und mit Crescenz nie geworden wäre.“

„Du hast deinen guten Geist von dir gewiesen,“ sagte Gabriel traurig.

„Was du da redest!“ rief Michael. „Sieh', wie ich dastehe, und glaube nicht, daß ich etwas gegen dich habe.“

Gabriel antwortete nichts, und auch Michael schwieg eine Weile, endlich aber sagte er: „Die Liebe ist ein flüchtig Ding und wandelt sich oft über Nacht, wenn ihr nichts andres Bestand ver-

leiht. Das habe ich erfahren und vielleicht erfährst auch du es noch einmal.“ Dann wandte er sich zu den fünf Herren, welche sich noch immer lebhaft über den Fall Salomo unterhielten. Das Gesicht Gabriels mochte ihm wenig Freude machen. Er hörte ihnen eine Zeitlang zu. „Und so ein Kerl wird auch noch Kommerzienrat!“ rief er plötzlich.

„Wird wohl seine Gründe haben!“ versetzte ein steifer Herr mit einer Brille.

Michael sagte, er wüßte nicht, welche, worauf der steife Herr auf irgend ein Verdienst um einen gewissen Handels- oder Industriezweig hinwies.

„Du solltest doch einen Prozeß gegen den Salomo anstrengen,“ wandte sich Michael an seinen Bruder. „Ach,“ antwortete dieser, „laß’ mich mit solchen Dingen! Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. Soll ich vielleicht auch mit dem Könige prozessieren?“

„Pst!“ machte Michael,“ du könntest anstoßen.“

„Wir leben in einem Rechtsstaate,“ bemerkte der steife Herr, aber mehr zu seiner Gesellschaft, als zu Gabriel gewendet.

„In welchem sich Recht und Schlecht mitunter

ganz wohl reimen lassen," fügte dieser hinzu, ebenfalls mehr für sich als für den steifen Herrn.

„Darüber zu urteilen ist nicht jedermanns Sache," war dessen Antwort. Sie klang recht hochmütig.

„Ja, das ist wahr," erwiderte Gabriel gereizt. Er sah dem steifen Herrn ins Gesicht und fuhr fort: „Deswegen wahrscheinlich hat der König dem Ehrenmanne Lämmerchen einen Ehrentitel gegeben." „Es könnte geschehen, daß Sie sich wegen dieser Aeußerung zu verantworten haben," sagte der steife Herr, ohne Gabriel anzublicken.

„Meinetwegen!" antwortete dieser. Der tiefe Unmut über menschliches Meinen und Handeln, welcher ihn, je älter er geworden, desto öfter heimgesucht hatte, war wiederum mit aller Macht über ihn gekommen, und die Worte des steifen Herrn verloren vor derselben die ihrige. Von Natur aus mild und freundlich angelegt, sah er die Menschen, ob er sie gleich aus alter Gewohnheit mied, im ganzen als wohlwollende Geschöpfe an, so lange sie ihm das Leben nicht sauer machten, um dann plötzlich, wenn der eine oder der andre seinen Essig über ihn ausgoß, in Zorn und Schmerz unterzutauchen. Selten näm-

lich wirkte irgend ein Erlebnis kräftig auf ihn ein, ohne ihn zu allgemeinen Gedanken und Empfindungen zu veranlassen, einer Hochflut, welche sich zwar in der Regel bald wieder verlief, aber jedesmal als Bad diente, den angeflogenen Staub der Gemeinheit von ihm abzuwaschen, und natürlich schäumte, wenn ihr an unrechter Stelle ein Damm gezogen wurde. Das war nun soeben geschehen, und Gabriel, der noch immer auf hohen Wellen weiter schwamm, betrübte sich darüber gar nicht.

Ihn und den steifen Herrn ausgenommen, saßen alle Anwesenden in verdutztem Schweigen da. Es war etwas Verfängliches passiert, und sie wußten nicht recht, wie sie sich dazu stellen sollten. Michael war der erste, welcher sich zu reden unterfing. Er suchte des Bruders Worte so unschuldig als möglich auszulegen, wobei er allerdings nicht sehr geschickt verfuhr, mindestens schien der steife Herr durchaus nicht geneigt, ihm beizupflichten, gab unbestimmte Antworten und langte endlich nach Ueberrock und Hut. Er habe sich schon allzulange aufgehalten, sagte er. Die beiden andern Beamten folgten seinem Beispiele, nur der Kaufmann und der wohlhabende Schlosser-

meister blieben noch eine Weile sitzen. „Wer ist der strenge Herr?“ fragte Michael den letzteren. „Der Staatsanwalt Schopf,“ war die Antwort. „Verfluchter Kerl!“ sagte Michael zu seinem Bruder. „Mache dir keine Sorgen!“ versetzte dieser. Sonst wurde wenig mehr gesprochen, alle fühlten sich unbehaglich in Erwartung des Gerichtes, vor dem sie als Zeugen aufzutreten fürchten mußten, Michael außerdem aus Sorge um Gabriel, dieser jedoch, weil er die andern um seinetwillen mißgestimmt sah. Zur Angst um sich selbst ließ ihn seine noch immer große Aufregung über die wichtigsten Erfahrungen des heutigen Tages, als die von der Verwandlung Michaels und dem Schicksale Crescentias, nicht kommen. Ueberdies war er der Ansicht, nichts Gesetzwidriges ausgesprochen zu haben.

Den nächsten Tag verwandte Michael zur Abwickelung der Geschäfte, welche ihn hierhergeführt hatten, und zu einem Besuche der Werkstätte Gabriels. Er sah sich in derselben um wie ein inspizierender Kommissarius, erkundigte sich nach vielerlei, und ließ es, als Gabriel den gehörigen Bericht erstattete, an Tadel und Ratschlägen nicht fehlen. Die einsame Lebensweise

Gabriels, sein unkluges Ueberspringen des Nächstliegenden, Nützlichen, um einer bloßen Passion willen, das polnische Pferd, ja sogar die Schreihähne mußten manches scharfe Wort über sich ergehen lassen. Dem gegenüber schilderte er seine eignen Verhältnisse, welche sich freilich gar glänzend darstellten, und die Mittel, deren er sich, um in dieselben zu kommen, bedient hatte. Er war ein Jahr vor des Vaters Tode sein zweites Ehebündnis eingegangen, hatte von der Mitgift Johannens alles, was ihm Crescenz eingebracht, zurückerstattet und eine sehr anständige Summe erübrigt. Ein Kaufladen, dessen Führung Johanne übernahm, wurde eingerichtet und nach und nach auf immer zahlreichere Warengattungen ausgedehnt, so daß die Erzeugnisse der Gießerei nur mehr einen geringen Teil derselben bildeten. Der Ertrag stieg von Jahr zu Jahr, und heute durfte sich Michael einen sehr wohlhabenden Mann nennen. Seine und Hannens Umgänglichkeit aber hatte, wie er wiederholentlich hervorhob, nicht wenig zu diesem Erfolge beigetragen. Außerdem sprach er noch manches über die eben abgeschlossenen und noch offenen Geschäfte, über verschiedene an jenen beteiligte

Personen, deren Bekanntschaft er heute gemacht hatte, über den Agenten Müller, dessen Instruktionen ihm allenthalben zu statten gekommen waren u. s. w.

Gabriel sagte zu alledem wenig oder nichts. Er hörte aus den vielen Worten immer nur das Eine, daß der Bruder doch nur gelegentlich an ihm vorbeigekommen sei, daß sie nun erst gelernt hätten, wie fremd sie einander geworden, daß Michael bald wieder abreisen, und daß dann jeder deutlich wissen müsse sie hätten nichts mehr miteinander zu schaffen. Der Groll war verflogen, aber die Liebe war an die leere Stätte nicht zurückgekehrt.

Als Michael, von dem Bruder begleitet, zum Bahnhofe ging, brachte er den Vorfall vom gestrigen Abend zur Sprache und erörterte verschiedene Mittel, demselben eine für Gabriel günstige Deutung zu geben. „Es dürfte übrigens so arg nicht werden,“ sagte er. „Deine Aeußerung ist sehr unbestimmt und der Staatsanwalt müßte ein sehr gewichster Patron, oder aber du müßtest verteufelt ungeschickt sein, wenn sie dir wirklich als Majestätsbeleidigung angerechnet werden sollte.“

„Laß es dich nicht verdrießen, bei mir anzuklopfen, wenn du mich einmal brauchen magst!“ sagte er, schon im Wagen sitzend. „Schon recht!“ antwortete Gabriel. Die Lokomotive pfiff, zog an und Michael rollte von dannen.

„So, jetzt ist's aus!“ dachte Gabriel und ging langsam in die Stadt zurück zu seinen Schreihähnen. — Die folgenden Tage verflossen äußerlich betrachtet wie diejenigen, welche dem Besuche Michaels vorangegangen waren. Insgeheim allerdings war Gabriel trauriger als ehedem, und nur ein Wunsch vermochte ihn noch freudig zu erregen: er wollte Crescenz besuchen. Während er überlegte, wie das am schicklichsten ins Werk zu setzen sei, wurde ihm eine Anklage auf Majestätsbeleidigung zugestellt. Damit aber war die Reise unmöglich gemacht.

Sein kleines Kapital schwand nun auch zusehends hin. Er mochte bald gar nicht mehr nachsehen, wie viel er noch besitze. Ebensowenig gelüstete es ihn, sich über seine und der Schreihähne Zukunft Rechenschaft zu geben. Vorläufig war nichts als der Ruin in Sicht, und Gabriel lebte demgemäß zwar sorgenvoll aber planlos in den Tag hinein.

Nun begann er sich allgemach für das über seinem Haupte schwebende Gericht in einen wunderlichen Verteidigungszustand zu setzen. Er dachte nämlich nicht daran, dem in der That sehr vieldeutigen Satze, auf welchen die Anklage sich stützte, irgend eine harmlose Auslegung zu leihen, sondern wollte seine Meinung von damals bestimmter ausdrücken und durch die allgemeinen Vorstellungen, aus denen sie entsprungen war, rechtfertigen. „Wenn die Herren damit einverstanden sind, so ist es gut; wenn nicht — so ist es auch gut,“ sagte er zu sich selbst.

Diesem schlimmen Plane gemäß erklärte er vor Gericht geradezu, er habe an dem fraglichen Abende einen Tadel gegen den Landesherrn ausgesprochen, und kramte allerlei Allgemeinheiten über Menschen und Gesellschaft zu dessen Begründung aus. Da somit das Unrecht offen am Tage lag, bedurfte es nichts weiter, als daß die Gesetze zu spielen begannen. In diesem Spiele fiel Gabriel eine Haft von mehreren Monaten und die Bezahlung der Kosten zu.

„Das ist das Ende der Geschichte von meinem Kunstschlosse, und ich habe mich nun mit meiner Kunst selber glücklich hinter Schloß und Riegel

gebracht.“ So dachte Gabriel, als er auf die bezügliche Frage des Vorsitzenden erklärte, daß er die Strafe sogleich antreten wolle.

3.

Der Frühling war gekommen und Gabriels Haft zählte nur mehr nach Wochen. „Sonntag!“ sagte er, indem er eine Ziffer aus dem Kalender strich, welchen er, um über die Zeit im klaren zu bleiben, mit Blei an die Wand des Gefängnisses geschrieben hatte. Dann kletterte er zu dem kleinen Gitterfenster empor und lugte hinaus. Es war grün und freundlich draußen, die Kastanienbäume standen voll roter Blütensträuße, Blumen in den Beeten, Blumen im Grase, und die Mauer, welche den kleinen Garten abschloß, war bis unter die Zinne mit großblätterigen Bohnenranken und dem Dickicht des Goldregens bekleidet. „Ein Stockwerk höher und ich könnte ins offene Land sehen!“ wünschte sich Gabriel, der zu ebener Erde einquartiert war. Dann streute er Brosamen für die Sperlinge,

welche sein Fenster zu besuchen pflegten, und schlüpfte wieder in seine Zelle hinab.

Er hatte, seit ihm sein Haftgenosse, ein Kellner von zwanzig oder einundzwanzig Jahren, mit Erlaubnis der Gefängnisoberen Valet gesagt hatte, volle Einsamkeit und Muße daselbst. Die Amtsperson nämlich, welcher die Verteilung der Arrestanten in die verschiedenen Räumlichkeiten oblag, hatte ihm diesen überaus munteren und schwatzhaften Jüngling, der wegen eines kleinen Diebstahls auf sechs Wochen eingesteckt worden war, zu einer Art gegenseitiger Kur beigesellt: Gabriel sollte von seiner Melancholie, der Kellnerbursche von seiner Ueppigkeit geheilt werden. „Die Extreme berühren sich," pflegte die Amtsperson zu sagen, „und es ist gut, daß sie sich berühren, denn wenn sie sich nicht berührten, so könnten sie einander nicht abschleifen, und die Welt würde anstatt rund spitzig und eckig sein; wo sie sich aber nicht berühren, da muß man sorgen, sie in Kontakt zu bringen, was stets von Nutzen sein wird." Diesen weltumspannenden Gedanken suchte die Amtsperson in ihrem Bereiche um so angelegentlicher zu erweisen und, wo es das galt, zu verwirklichen,

als dabei sehr viel Spaß herauskam. Irrte sich die Amtsperson einmal, wie in dem Falle Gabriel Engel und Kellnerbursche, so verhalf ihr der andre Satz: „Ausnahmen bestätigen die Regel“ zu einer Stütze für den ersten, denn ihr ganzes geistiges Interesse hing an demselben und sie wäre unglücklich gewesen, ihn erschüttert zu sehen.

Vor drei Tagen war der Kellner in Freiheit gesetzt worden. Er hatte mit einem Luftsprunge und der Versicherung freundlichen Angedenkens von Gabriel Abschied genommen. Gestern aber hatte die Amtsperson diesem einen Besuch abgestattet, um den Erfolg ihrer Schleifmethode wahrzunehmen, hatte ein langes und breites über das Thema gesprochen, daß Gefängnisse nicht nur Straf-, sondern auch Besserungsanstalten seien, und war sichtlich befriedigt — der Satz von Regel und Ausnahme bewirkte das — wiederum abgegangen. Eine Weile nachher fand Gabriel unter seinem Schlafgerüste ein kleines Päckchen und als er es öffnete, eine Viertelflasche Wein, eine Zigarre und drei Zündhölzchen als Inhalt. Auf der Flasche klebte ein Zettel mit den Worten: „Für den Sonntag“, und auf dem Papiere, darein Zigarre und Zündhölzchen besonders ge-

wickelt waren, stand geschrieben: „Verbotene Sachen".

Nun war der Sonntag gekommen und Gabriel durfte in aller Heimlichkeit der heimlichen Gaben genießen. Er mochte dieselben als eine Vergütung dafür betrachten, daß er sechs Wochen lang geschliffen worden war, und gedachte nicht ohne Vergnügen des wunderlichen, gutherzigen Amtsherrn und im Anschlusse an ihn aller derjenigen, welche ihn bis jetzt gemeistert hatten, wobei er schließlich auf den Gedanken verfiel, ob nicht etwa unter diesem ewigen Meistern seine Meisterschaft in die Brüche gegangen sei.

Er hatte während dieser Betrachtung die Weinflasche bis auf ein geringes Restchen geleert, da hörte er vor seinem Fenster die Worte: „Lenz, lieber Lenz, herziger Lenz, so komm doch!" Es war eine Frauenstimme, welche so gerufen hatte, und Gabriel meinte, noch niemals einen so seltsamen Klang vernommen zu haben. Ziemlich hoch und etwas rauh, hatte er eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Tone einer Kindertrompete, was jedoch nicht gerade unangenehm war. Jetzt hörte Gabriel eine Kinderstimme, dann wurde die erste wiederum laut, diesmal aber ohne die frühere

Schrillheit, sie sprach leiser, jedoch immer mit einem rauhlichen Beiklange, der sich indessen in der gegenwärtigen Stimmlage fast lieblich ausnahm. Die Worte konnte er nicht mehr verstehen, aber hatte ihm schon das: „Lenz, lieber Lenz, herziger Lenz!“ sehr wohl gefallen, so gab es nun sicherlich noch viel schönere. Diese zu hören und nebenbei auch die Sprecherin zu sehen, stieg er wiederum zu seinem Guckloche hinan. Abgeschiedenheit, und erzwungene zumal, macht neugierig.

Zunächst gewahrte er nichts weiter als einen schwarzen, mit quetschfaltigen Rüschen und kleinen Maschen gleicher Farbe geputzten Frauenrock, nahe genug zwar, nämlich unter der vor seinem Fenster stehenden Kastanie, aber eben deshalb auch nur gerade das, denn die breitästige Krone des Baumes verhüllte alles übrige. Jetzt kam das Kind hinter dem Stamme desselben, wo es sich offenbar versteckt gehalten hatte, hervorgekrochen, hängte sich an den Frauenrock und lachte laut. Es war ein kleiner, dicker Junge, mit einem großen, braunhaarigen Kopfe, kurzer Hose, weißen Strümpfen und schwarzen Schuhen. „Rosinken!“ sagte er.

„Wie heiße ich?“ fragte der Frauenrock dagegen.

„Rosinken!"

„Du bist ein kleiner Franzose und mußt dich mehr anstrengen! Wie nennt mich dein Vater?"

„Rosinken!"

„Rosinchen, Rosinchen, sagt er! Aber wie lautet der Reim für den kleinen Franzosen, die das ch nicht aussprechen können?"

Der Knabe schaute mit einem verlegenen Gesichte in die Höhe. „Nun?" fragte der Frauenrock. „Ich kaufe —" Der Knabe schwieg. „Ich kaufe gerne ein —" setzte jene fort. Der Knabe faßte sie am Kleide und schwang sich einigemal hin und her. „Ich kaufe gerne ein — zu essen —" begann sie wieder. „Ich kaufe gerne ein," deklamierte jetzt das Kind, „zu essen und zu trinken, den edlen Gänsewein und Mandeln und Rosinken!"

„Schau, schau, wie er seine Sachen kann! Und was möchte er am liebsten haben? Den edlen Gänsewein?"

Das Kind schüttelte den Kopf.

„Mandeln? — Rosinken? —"

„Mandeln und Rosinken," antwortete der Kleine.

„Du bist ein französisches Leckermaul!" sagte

die Frauenstimme. „Und was wirst du mir für die Mandeln und Rosinken geben?“

Der Knabe begann sich wiederum an dem Kleide hin und her zu schwingen.

„Nun, was geben die Herren Franzosen am liebsten? Einen — einen? —“

Das Kind hatte, wie es schien, noch immer keine Lust, mit der Sprache herauszurücken.

„Lenz, Lenz!“ mahnte die Frauenstimme. „Wenn du nicht sagst, was die Herren Franzosen am liebsten geben, so wird nichts aus den Mandeln und Rosinken. Sie geben einen — einen —“

„Kuß!“ rief Lenz, so laut er konnte.

„Richtig!“ war die Antwort, und augenblicklich bog sich ein sehr blonder Kopf herab, küßte den Knaben und war auch schon wieder unter der Laubkrone verschwunden.

Gabriel hatte nichts gesehen als das blonde Haar, aber dieses, meinte er, sei so schön, wie ihm noch nie eines vor Augen gekommen. Es schimmerte wie von Gold und Seide.

Der kleine Lenz verlangte nach seinen Mandeln und Rosinken. „Die sollst du nach dem Mittagessen haben,“ sprach es unter den Blättern

und Blüten der Kastanie hervor. „Hörst du? es läutet schon, wir müssen gehen.“

Gleich darauf sah Gabriel die Sprecherin, den Knaben an der Hand, längs der Gartenmauer hinschreiten, eine kleine, zierliche, beinahe schmächtige Gestalt mit einem schwarzen Kleide angethan, und das Haar leuchtete wie von Gold und Seide. Sie hatte ihm den Rücken zugekehrt. Ob ihr Gesicht wohl schön war?

Jetzt trat sie abermals unter Baumkronen, und gleichzeitig hörte Gabriel den Wärter, der das Essen brachte, den Gang herabkommen. Er sprang eilig vom Fenster und setzte sich auf seine Pritsche. Wie hatte er nur vergessen können, daß er ein Gefangener war?

Aber er hatte kaum seine Kerkerkost verzehrt, so vergaß er dessen bis zu einem gewissen Grade abermals. Ihm ward ungefähr so, wie in jener alten Zeit der Romane, da er mit den Geschöpfen seiner Einbildungskraft ein leidenschaftliches Spiel getrieben hatte. Das Gefühl, ein Häftling zu sein, wog jetzt etwa so viel wie damals das Gefühl der Wirklichkeit überhaupt. Einst war ihm die träumerische Dichtung das Reich der Freiheit, die bürgerlich freie Wirklichkeit das Reich des

Zwanges gewesen, heute standen die Wirklichkeit des schönhaarigen jungen Weibes und seine eigne in demselben Verhältnisse. Er fühlte die leidige Gegenwart viel weniger als sonst, und als gar des Abends der Mond in seine Zelle schien, schwanden die trüben Gedanken an das Ungemach, welches ihn betroffen und vielleicht noch bedrohte, und sein Sinn ward mild und helle wie draußen die Frühlingsnacht.

Am folgenden Tage regnete es und zwar viel. Dazu erhob sich ein kalter Nordwind und brachte großes Unbehagen. Einen, zwei, drei Tage ging es so fort, und Gabriel, welchem der Glanz des silbernen Mondes wie auch der des goldenen Haarsternes nur allzu rasch erblichen war, schmiedete trübselige Pläne für die Zukunft. Er bedachte, ob es besser sei, auszuwandern oder in eine Fabrik einzutreten, denn eines oder das andre mußte er wohl thun, um sein Leben zu fristen. Zu jenem fehlte ihm die Lust und das Geld, zu diesem nur die Lust, somit war die Sache genau genommen schon entschieden, und in der That bewegten sich seine Gedanken zumeist in einem ausgedehnten Walde von turmhohen Schornsteinen, endlosem Rauche, Feuersglanz, Hitze, Stank und Getöse.

Mit seinem Leben war er nach seiner Ansicht auf diese Weise ganz und gar fertig und bedauerte nicht wenig, daß er es nicht auf eine schnellere und kühnere Art werden konnte. Ueberhaupt deuchte es ihn, daß er in der jüngsten Zeit sehr viel an Kraft und Mut verloren hätte.

In so qualmigen Gedanken saß er um den Beginn der Abenddämmerung des dritten Regentages da, als er die Thür des Gartens gehen hörte. Er kletterte, durch das Geräusch aufgestört, zu seinem Fenster empor und gewahrte Rosine, die ganz allein und ziemlich nachdenklich, wie es schien, den nassen Kiesweg daherkam. Sie war gekleidet wie neulich, doch nicht barhäuptig, sondern trug ein schwarzes Mützchen mit einem Schleier, welcher die obere Hälfte der Stirn und das Haar an den Schläfen bedeckte. Sie kam näher: ein schmales, blasses Gesichtchen, von regelmäßigem Schnitte, ein Paar verweinter, dunkler Augen, das war alles, was Gabriel sehen konnte. Sie hatte ihn mit einem Blicke angeschaut, in welchem sich Trauer und Gleichgültigkeit sonderbar gemischt zeigten, und ging nun an der zweiten Längenseite des rechteckigen Gartens hinauf wiederum der Thüre zu. Noch

einige Schritte, sie hatte dieselbe erreicht, öffnete und war draußen.

„Eine Unglückliche!“ sprach Gabriel zu sich selbst und erwog, wohin sie sich wohl begeben und woran sie leiden möchte. Vermutungen über Vermutungen häufend, die freilich keinen andern Wert hatten, als daß sie ihm Freude machten, kauerte er noch eine gute Weile hinter seinem Gitter und betrachtete unverwandten Blickes die weiße Gartenthür, hinter welcher Rosine verschwunden war. Ein großes, häßliches Menschenhaupt mit aufgerissenem Munde, glotzenden Augen und gesträubten Haaren war mit breiten, ungefügen Kohlenstrichen an diese Thür gezeichnet. Gabriel kannte es von früher her sehr genau, die Dämmerung jedoch trieb ein wunderliches Spiel mit ihm: die borstigen Haare legten, die klaffenden Lippen näherten sich und die Augen schauten längs der Nase herab schwermütig zu Boden. Wie eine schöne, dunkle Trauermaske schwebte das Haupt über seinem weißlichen Grunde, und Gabriel ergab sich dieser Sinnestäuschung und spielte seinerseits mit allerlei Gedanken, die jedoch eher froh als betrübt zu nennen waren.

Die Dämmerung entwich jetzt rascher vor der

Nacht, die Maske zerfloß in ihren Schatten, nur das Gartenpförtchen erschimmerte noch ein wenig in seinem Weiß. Regen und Wind, die vorhin eine Weile ausgesetzt hatten, begannen mit erneuter Kraft zu gießen und zu wehen, eine sehr empfindliche Kühlung strich um das Gitter, und Gabriel sprang in seine Zelle hinab. Er ging auf und nieder, rieb sich die an den kalten Eisenstäben erstarrten Hände und schüttelte zuweilen mit dem Kopfe, als ob er an seine eignen Gedanken nicht recht glauben wollte und sie los zu werden wünschte.

Sie hatten ihn nämlich auf den Marktplatz des Städtchens geführt, auf dessen beiden Trottoiren die bürgerliche Jugend sowie auch einige Leute gesetzteren Alters an Herbst- und Winterabenden zu lustwandeln pflegten. Allerdings war es nun weder Herbst noch Winter, sondern Frühling, aber Gabriel hatte im Winter seine Haft angetreten und stellte sich denn gar häufig Stadt und Landschaft noch winterlich vor, heute zumal, da er wie noch nie zum Schwärmen aufgelegt war und die Rauheit des Wetters stärker als im Winter selbst verspürte.

Er befand sich also auf dem Marktplatze und

lustwandelte wie die andern Leute, ein Stückchen vor ihm aber ging Rosine. Nicht gerade schnell, obgleich schneller als alle übrigen, schritt sie dahin, die Füße kurz und leicht auf den Boden setzend und den schlanken Körper dazu lieblich wiegend. Es war dasselbe gefällige Schreiten, welches Gabriel vorher im Garten wahrgenommen hatte und bei dem ihm zu Mute geworden war, als hörte er die artige Marschweise, nach deren Takt es sich regelte. Aber seltsam, keiner der vielen Spaziergänger beachtete sie, und doch waren alle Schönen der Stadt ein unangenehmes, schwerfälliges Käfervolk im Vergleich mit diesem ziervollen, leichtgefügten Trauerfalter. Nur Gabriel folgte ihr getreulich und konnte nicht müde werden sie anzusehen, die ganze lange Strecke von dem Gewölbe des Wachsziehers bis zu dem des Zuckerbäckers. Das waren nämlich die hellen Grenz- und Wendezeichen der Marktpromenade, zwischen denen die müßige Menge hin und wider zog, jedwedes in dem Glanze eines kerzenreichen Fichtenbäumleins strahlend, welches hier der Zuckerbäcker, dort der Wachszieher hinter die Schaufenster gestellt hatten, denn es war nahe der Weihnachtszeit.

Nun hatte sie das eine der beiden Grenzzeichen erreicht, wandte sich um und kam ihm entgegen. Ein feines, blasses Gesicht, ein langsamer Blick aus den dunklen, traurigen und doch so gleichgültigen Augen und sie war vorüber. Voll Verwirrung wandte auch er sich um und folgte ihr abermals. Und so ging es weiter, den Markt hinab, den Markt hinauf, und niemand achtete ihrer, und ihr Blick blieb traurig und gleichgültig wie das erste Mal.

Eine Art fröhlichen Mitleids kam bei diesen Phantasien über ihn. Unablässig in seiner Zelle auf und nieder schreitend lächelte er, als dächte er an einen nahe bevorstehenden großen Gewinn, den er durch geschickte Berechnungen sich und noch irgend jemand zugewendet hätte, und murmelte von Zeit zu Zeit Worte, welche zwar keine Sätze bildeten, aber doch sehr wohl zusammenhingen, ungefähr in dieser Weise: „Schön, schön! — Wildfremd! — Warum? Darum! — Armes Ding! — Kommt Zeit, kommt Rat!“ Es befestigte sich nämlich in ihm die Vorstellung immer mehr und mehr, Rosine sei nur darum so traurig, weil sie niemand für ihre Liebe finden könne, und die Gleichgültigkeit, mit welcher

sie auf die Menschen zu blicken schien, sei nur ein Widerschein derjenigen, mit welcher sie angeblickt wurde. Und woher wußte er, daß sie Liebe suchte? Daher, daß er ihr ansah, daß sie wie keine andre zu Wohlgefallen und Liebeslust geschaffen war. — Und woraus schloß er, daß ihr Suchen umsonst war? — Daraus, daß sie etwas eigentümlich Fremdartiges an sich hatte, das zu nennen er freilich nicht im stande gewesen wäre. — Noch eine Frage! Warum war sein Mitleid fröhlich? — Die Antwort ist leicht: Weil er auf dem Wege war, sie lieb zu gewinnen und Erwiderung hoffte: „denn,“ sagte er, „wir sind in gleichem Falle.“

Nach einer Weile hub er gar an mit halblauter Stimme das folgende Fragment zu singen: „Hell wie die Sonne ist meines Glückes Schein. Selig, selig — —“ Weiter wußte er es nicht und begann daher immer wieder von vorne.

Verwunderlich war an diesem ganzen Hergange eigentlich nichts. Gabriel hatte ein weibliches Wesen gesehen, das ihm wohlgefiel, und war nun mit der glückseligen Arbeit beschäftigt, es mit allen Tugenden und Reizen, über welche seine Phantasie verfügte, zu beschenken und zu

schmücken. So beginnt alle Liebe, und kein Geben ist so selig wie dieses. Die Schatzkammer des Herzens scheint unerschöpflich, und der frohe Mensch schenkt und schenkt, bis er sich auf einmal bettelarm sieht und nun anfängt, zu wünschen und zu verlangen. Dann beginnt das Leid.

Unser Gabriel war mit seinem Reichtum sehr bald fertig geworden. Nach zwei Tagen blickte er in die verglimmende Abendröte, welche nach Frost und Regen wiederum schönes Wetter zu bringen verhieß, wobei ihm sehr deutlich wurde, daß seine Winterphantasie doch nichts mehr als eine Phantasie gewesen sei. „Sie wird wohl nicht wiederkommen,“ bemerkte er niedergeschlagen. Natürlich meinte er Rosine, welche er seit jenem sangesfrohen Abende nicht wiedergesehen hatte.

Es geschah jedoch anders, denn schon des nächsten Vormittags kam sie, den kleinen Lenz an der Hand, in den Garten und ging unter Gabriels Fenster vorbei langsam zu ihrer Kastanie. Die Sonne schien heute so hell, als hätte sie für die vergangenen trüben Tage Ersatz zu leisten, und Gabriel konnte daher seine Schöne in deutlichster Nähe und mit aller Bedachtsamkeit, deren ein Liebender fähig ist, betrachten. Sie trug das

wohlbekannte schwarze Kleid, doch nicht das Mützchen. Das schöne Haar glänzte frei, und seltsam — aus dem feinen Gesichte war alle Traurigkeit verschwunden. Einen Moment lang fühlte sich Gabriel merkwürdig betroffen, denn sie sah ganz anders aus als neulich, dann aber freute er sich, daß sie nicht mehr traurig war, bis ihm auf einmal wieder ihres Frohmutes halber bange wurde. Was war aber auch aus diesem melancholischen Augenpaare geworden! Unter Brauen und Wimpern, welche neben dem goldgelben Haare beinahe schwarz erschienen, loderten zwei pechschwarze Sterne in dem vollen Feuer des Südens, durch den weißen Grund, darin sie standen, wundersam scharf begrenzt und gehoben. „Kohlenmeiler im Schnee bei Mondenschein!" dachte Gabriel, aber nur, um den unvergleichlichen Augen sofort den täppischen Vergleich abzubitten. Langsam, ganz langsam kam sie heran, aber sie blickte nicht auf und die schönen Sterne verschwanden. Auf den Wangen lag auch heute noch eine leichte Blässe, der kleine schmale Mund hingegen war blutrot, als ob er mit den Augen um die Wette glühte. Das merkwürdigste aber an ihrer Gestalt war die Menge geradliniger For-

men: Brauen, Wangen, Nase und Schultern waren wie nach der Schnur gebildet, die Seiten bis zum Gürtel hinab pfeilgerade. Etwas Eckiges, Gespanntes, Gepreßtes erschien allenthalben an diesem Gesichte, diesem Leibe, diesem Kleide, jedoch war es, als ob ein ganzes Heer von Reizen in solcher Starrheit gefangen liege.

Hatte sie den Mann an dem Fenster bemerkt? Das war mit Bestimmtheit nicht zu sagen, doch mochte es wohl der Fall sein, denn sie schien es zu vermeiden, hinaufzusehen. Desto angelegentlicher schaute Gabriel zu ihr hinunter, wobei er abermals jenes Mitleid von neulich verspürte, wenn auch nicht so fröhlich wie damals. Er meinte nämlich jetzt, sie müsse von einer heftigen inneren Glut verzehrt werden, und glaubte auch zu wissen, was für eine Glut das sei. Nur schien sie heute ganz und gar nicht bedürftig, will sagen, seiner nicht bedürftig zu sein, und das benahm seinem Mitgefühle einen guten Teil der Fröhlichkeit.

Sie hatte unter dem Baume Platz genommen und führte ein leises Gespräch mit dem Kleinen, wahrscheinlich über das Spielzeug, welches derselbe in einer Schachtel mit sich gebracht hatte.

Was sie sprach, war nicht zu verstehen, aber plötzlich kam der kleine Lenz mit einem Papiere in der Hand unter dem Baume hervorgesprungen, stellte sich gerade vor Gabriel hin und entfaltete es. Etwa ein Dutzend kolorierter Soldatenfiguren kam zum Vorschein, welche Lenz, den Bogen ausgebreitet vor der Brust haltend, im Angesichte Gabriels unbeweglich paradieren ließ, wozu er ein so pflichtmäßiges Gesicht machte, als wäre er eigens vor ihn beordert worden. „Was willst du denn, Kleiner?" fragte Gabriel nach einer Weile. Da drehte sich Lenz auf einem Fuße um und rannte, ohne eine Antwort zu geben, spornstreichs unter die Kastanie.

Gabriel hörte, wie Rosine leise lachte und wieder zu flüstern begann. Allmählich aber wurde ihre Stimme lauter und endlich verstand er auch die einzelnen Worte. Sie erklärte dem Knaben die Bedeutung der Figuren: „Das ist ein Gemeiner," sagte sie, „das ein Korporal, das ein Feldwebel, das ein Leutnant, das ein Hauptmann." In dieser Weise fuhr sie fort, bis sie beim Feldmarschall anlangte. „Und was ist denn der da mit dem bösen Gesichte?" fragte Lenz. Sie schien sich einen Augenblick zu besinnen: „das, mein

Kind, das ist der König!“ antwortete sie. „Warum hat er einen so großen Schnurrbart?“ erkundigte sich Lenz des weiteren. „Weil er einen großen Mund hat,“ beschied ihn Rosine. „Und wozu hat er den?“ „Wozu er den hat? Zum Kirschenessen!“ „Zum Kirschenessen?“ „Ja, er ißt sehr viele Kirschen!“ „Warum?“ „Daß er den Leuten die Kerne ins Gesicht werfen kann.“ Der kleine Lenz lachte laut auf: „Das ist hübsch,“ sagte er, „und was machen die Leute?“ Jetzt lachte auch Rosine. „Die sagen,“ gab sie ihm zur Antwort, „die sagen: ‚ei, mit dem König ist nicht gut Kirschen essen‘, und sind still wie die Mäuse.“ „Wie die Mäuse!“ wiederholte der Kleine. „Ja, und du sollst auch still sein,“ sprach sie. „Was soll ich aber machen?“ „Spielen!“

„Schau, schau, was sie nicht alles weiß!“ sagte Gabriel zu sich selbst und betrachtete mit zufriedenen Blicken die schwarzen Rüschen und Maschen unter dem Baume. Ihm war, als ob dieser zierliche Putz auch ihm gehöre.

Der kleine Lenz tummelte sich schon wieder auf dem schmalen Platze zwischen Kastanie und Mauer, scharrte mit den Händchen Sand zusammen, trug denselben unter Gabriels Fenster und

schüttete ihn da auf. So that er, bis er endlich einen kleinen Hügel angehäuft hatte, in welchen er dann viele kleine Löcher bohrte und zwei oder drei seichte Gräben zog. Hierauf holte er seine Schachtel, öffnete sie bedächtig und guckte einige Minuten hinein. Es waren Zinnsoldaten darin. Die postierte er nun in die Löcher und Gräben, lief abermals unter den Baum, brachte ein Holzgewehr, lud es und begann nun die Truppen auf dem Hügel zu beschießen.

Nach einer Weile erhob sich Rosine und trat zu dem Knaben. „Nun, wie steht die Schlacht?" fragte sie, indem sie irgend etwas an ihrem Kleide zurechtzupfte. „Sind schon tot!" antwortete Lenz, der soeben den letzten Soldaten abschoß. „So pack' ein, es wird Zeit zum Mittagessen!" sagte Rosine.

Der Kleine legte die Figuren sorgsam in die Schachtel und war damit schon ziemlich weit gekommen, da zeigte er plötzlich auf Gabriels Fenster und rief: „Dort ist noch einer!" „Du bist ein dummer Junge!" entgegnete Rosine. Sie hatte, ohne das Gesicht zu erheben, wie verstohlen nach dem Fenster aufgeschaut und lächelte seltsam, beinahe schalkhaft. „Pack' nur ein!" fügte

sie hinzu. „So hab' ich verloren und kriege nichts zu essen!“ klagte Lenz. „Was fällt dir ein?“ suchte ihn Rosine zu beschwichtigen, aber ihre Mühe war umsonst, der kleine Lenz war offenbar ein verzogenes Kind. Einigermaßen verlegen wandte sie sich zu Gabriel und sprach: „Sein Vater ist ein großer Veteran und hält viel auf gewonnene Schlachten und wahre Reden. Das geht nun dem Kleinen im Kopfe herum.“

„So, so!“ antwortete Gabriel, dem übrigens der Zusammenhang dadurch keineswegs klar geworden war.

„Er wird noch einen wahren Raufbold aus ihm machen,“ bemerkte Rosine.

„Das wäre schlimm,“ versetzte Gabriel gewichtig.

Der Kleine hatte bereits seine Büchse geladen und zielte gegen das Fenster. „Weg damit!“ rief Rosine. Sie nahm ihm das Spielzeug ab und sagte leiser: „Kleine Leute müssen gegen große immer artig sein. Aber jetzt werde ich schießen und du magst dann sehen, wo du deinen Ladestock wiederfindest.“ — Der Ladestock diente nämlich auch als Geschoß. — Zu Gabriel gewendet sprach sie: „Man muß dem eigensinnigen

Burschen schon den Willen thun," richtete das Gewehr auf das Fenster und fragte heiter: „Soll ich?"

„Schießen Sie nur!" antwortete er.

„Fürchten Sie sich nicht?"

„Ich weiß nicht."

„So wenig Kourage! Nun, dafür sollen Sie totgeschossen werden! Achtung! Feuer!" Im nächsten Augenblicke fühlte Gabriel ein Stupfen am Halse. Das war der Ladestock. „Getroffen?" fragte Rosine. „Ja!" „Also er ist mausetot," sagte Rosine zu dem Knaben, dann schaute sie Gabriel voll an und setzte lachend hinzu: „Gute Schützen, schlechte Gouvernanten, das ist zwar kein Sprichwort, aber wahr!" Damit faßte sie ihren Zögling an der Hand und ging, die Büchse in der Linken, so schnell von dannen, daß Lenz aus allen Kräften laufen mußte. Der schlanke Körper wiegte sich im Takte, das blonde Haar schimmerte wie von Gold und Seide. Wie schön war sie! —

Sie schaute sich nicht mehr um. Wozu auch? Gabriel hatte ja genug an dem einen vollen Blicke, der wie ein heißer Strahl in seine Seele gefallen war. — Nun war sie fort, aber der

Garten, in dem sich alles begeben hatte, leuchtete und blühte, und der Gefangene sah in den Garten hinein und freute sich der glückseligen Jahreszeit. —

Etwa eine halbe Stunde vor dem nächsten Mittagläuten kam Rosine mit einem kecken Liedchen durch den Garten dahergeträllert. Sie trug ein lichtes Kleid und einen blaßgelben Sonnenschirm, von dem Trauerfalter war also auch die letzte Spur verschwunden. Gabriel saß natürlich bereits auf seiner Warte, hatte jedoch teils aus Schüchternheit, teils aus Spürlust — er wollte gar zu gern wissen, ob sich Rosine nach ihm umsehen werde — seinen Platz so gewählt, daß es unmöglich war, ihn vom Garten aus zu gewahren. Für diese Falschheit sollte er indessen bestraft werden. Rosine schaute wohl um, aber nicht über sich, setzte sich unter ihren Baum, summte und trällerte an ihrem Liedchen weiter und ging nach einigen Minuten gerade so munter, wie sie gekommen war, ihrer Wege. „Es geschieht mir schon recht," dachte Gabriel und nahm sich vor, es morgen klüger zu machen und sie am alten Orte zu erwarten.

So geschah es auch. —

„Heute leben wir in tiefstem Frieden,“ sagte Rosine dreiundzwanzig Stunden später zu Gabriel, welcher im Verein mit ihr dem kleinen Lenz zuschaute, der aus einer umfänglichen Schachtel die Gebäude eines Meierhofes, Bäume, Wiesen und Felder, Pflug, Egge und Leiterwagen, Rinder und Pferde, Hühner und Tauben, und was sonst noch zu einer richtigen Landwirtschaft gehört, auspackte und auf dem bekannten kleinen Plane zwischen Kastanie und Gefängnismauer zur Schau stellte. „Er darf mir mit seinen widerspenstigen Soldaten nicht mehr in den Garten,“ fuhr sie fort.

„Man sollte Kinder überhaupt nicht an solche Spiele gewöhnen,“ bemerkte Gabriel.

„Freilich!“ antwortete sie. „Das da,“ setzte sie auf die Oekonomie des Kleinen deutend hinzu, „paßt wenigstens zu der schönen Jahreszeit.“

„Ja, es ist schon sehr schön.“

„Nun, Sie werden ja alles noch genießen können.“

„Hoffentlich!“ erwiderte Gabriel; „sie weiß alles,“ sagte er hocherfreut zu sich selber.

„Gestern waren wir auch einmal auswärts,“ sagte Rosine, indem sie Gabriel von der Seite ansah.

„Weit?“

„So ziemlich! Beim Seeförster!“

„Das gibt ja hin und zurück eine Tagreise!“ rief Gabriel erstaunt.

„Ich bin gut zu Fuße,“ versetzte sie. Sie spannte ihren Schirm auf und wandte sich ein wenig seitwärts, als wollte sie in die Sonne sehen. Um ihre Lippen spielte ein Lächeln. „Ach,“ sagte sie, indem sie sich wieder zu Gabriel kehrte, „ich kann es nicht dazu bringen, in die Sonne zu schauen. Das kitzelt so seltsam, und ich muß lachen.“

„Sie werden sich die Augen verderben,“ warnte Gabriel.

„Meinen Sie? — Nun, da will ich es in Zukunft bleiben lassen.“

„Freilich, das Augenlicht ist kostbar.“ Er hätte gern irgend etwas zum Lobe ihrer schönen Augen hinzugefügt, fand jedoch nicht den Mut dazu. Obendrein fiel es ihm plötzlich wieder einmal schwer aufs Herz, daß er selber ein Einäugiger sei.

Rosine schien zu fühlen, daß das Gespräch an einem unangenehmen Punkte angelangt war. Sie klappte ihren Schirm zu, bohrte mit der

Spitze seines Stockes in der Erde und begann dann wieder: „Um auf den Seeförster zurückzukommen! Warum scheint es Ihnen so absonderlich, daß ich gestern dort gewesen bin?“

„Ich sagte es ja schon,“ entgegnete Gabriel verlegen. „Von wegen der Tagreise!“

„Aber was ist es denn so Besonderes,“ während eines ganzen Tages eine Tagreise zu machen?“

„Nein, daran ist nichts Besonderes!“

„Wir gingen frühmorgens vom Hause weg und kamen um acht Uhr abends heim. — Aber ich sehe es Ihnen an, daß Sie mir noch immer nicht glauben wollen?“ Sie neigte den Kopf ein wenig, wahrscheinlich, damit sich der Schelm in ihrem Nacken ordentlich zurechtsetzen könne. „Was würden Sie aber erst zweifeln, wenn ich Ihnen sagte, warum ich eigentlich in den Forst gegangen bin!“

„Wer weiß?“

„Nur weil ich einen Gucuck sehen wollte!“

„Das will ich nicht bezweifeln.“

„Nur nicht zu früh!“ sagte sie und zog den Mund zusammen. „Einen Gucuck, den ich einmal geschossen habe.“

„Also einen ausgestopften?“

„Ach, was wäre denn da unglaublich! Einen lebendigen! Wissen Sie nicht, daß es ein Lied gibt, so Simsim-Lala, von dem armen, toten Guckuck, der wieder lebendig wird?“ Sie begann eine Melodie zu summen, es war dieselbe, welche Gabriel gestern gehört hatte. „Und denken Sie nur!“ setzte sie hinzu, — „der arme Guckuck war wirklich lebendig!“

Gabriel spürte, wie er rot wurde. „Kurios,“ sagte er.

Sie schaute ihn an, als wollte sie sagen: „Ich kenne alle deine Gedanken,“ trat dann zu der Meierei Lenzens und sprach, dieselbe ernsthaft betrachtend: „Kurios aber hübsch! Und nicht wahr?“ sie ließ ihre schwarzen Augen unter den halbgeschlossenen Lidern zu Gabriel hinüberschweifen, „nicht wahr? Sie denken jetzt: ‚Das ist doch eine kuriose Person?‘“

„Vielleicht!“ erwiderte Gabriel. „Kurios aber —“ Er stockte.

„Schon recht!“ machte Rosine. Dann gab sie dem Kleinen einen leichten Schlag auf den Rücken und bedeutete ihm, einzupacken.

„Das war heute eine kurze Spielstunde,“ bemerkte Gabriel.

„Glauben Sie?“ Rosine schien mit einemmal verlegen zu werden. „Ja, ja!“ sprach sie hastig, „es geht heute nicht anders.“ Sie kniete nieder und half dem Knaben. Als sie wieder aufstand, war ihr Gesicht hochrot geworden, was vielleicht aber nur eine Folge davon war, daß sie sich so lange und tief gebückt gehalten hatte. Sie faßte den Knaben an der Hand, grüßte im Fluge zu Gabriel hinüber und ging dann den Garten hinauf, eilig, als ob es hinter ihr brennte.

Gabriel blickte ihr nach, so lange er sie sehen konnte, und genau so lange hielt auch seine Fassung an, denn als das weiße Pförtchen sich geschlossen hatte und er sich nun in seine Zelle hinabließ, war er schon so taumelig, daß er beinahe gefallen wäre. Langsam stellte er sich wieder zurecht, besann sich eine Weile und fing dann an mit leisen Schritten auf und ab zu gehen, wobei er sich hin und wieder mit der Hand über die Stirn strich, hinter der es seltsam summte. Er wurde also geliebt! Wurde er? — Abermals blieb er stehen, ging hierauf zu seinem Schragen, setzte sich, stützte den Ellbogen auf den Schenkel, legte das Gesicht in seine Hand, so daß er nichts mehr sah, und versank nun allgemach in einen

unbeschreiblichen Zustand, in welchem ihm alles, ja er sich selber neu war. —

Was Rosinen anlangte, so hörten die Veränderungen ihres Wesens, mit welchen sie bislang den Mann im Fenster überrascht hatte, vorläufig auf; sie blieb freundlich und heiter gleich den Tagen, die nun folgten, wenngleich immerhin ein halbes Rätsel. Manchmal war es Gabriel, als habe sich der Geist des Wetters in diesem feingliedrigen und, trotz des entgegengesetzten Scheines, so beweglichen Geschöpfe verkörpert. So klang auch in ihrer Stimme etwas wie das spröde Säuseln des Röhrichts am Teichufer; die Gunst aber, welche sie ihm bot, war wie das Sonnengeglitzer auf dem Wasser, nahe, nahe und doch nicht erreichbar.

„Warum lachen Sie so selten?“ fragte sie ihn einmal.

„Wundert Sie das?“

„Warum sollte es mich nicht wundern? — Ich könnte manchmal über alles mögliche lachen.“

„Das weiß ich doch nicht.“

Sie schaute ihn mit ihren glänzenden Augen an, als wollte sie sagen: „Du bist mein!“ und antwortete scherzend: „Ich weiß etwas, ich habe

etwas gesehen, das ist zu lustig.“ Dazu lachte sie hell auf, und ihre kleinen Zähne guckten so weiß zwischen den roten Lippen hervor, wie Zuckerkörnlein unter reifen Erdbeeren.

„Was ist denn so lustig?“ fragte Gabriel.

„Das sage ich nicht!“ gab sie ihm zur Antwort und hustete ein wenig. „Wer weiß auch, ob Sie es lustig fänden?“

Sie schwatzte noch eine Weile in derselben Art fort, bis es Mittag läutete. Gabriel jedoch konnte sich das Allerwünschenswerteste dabei denken oder auch nicht, ganz nach seinem Belieben.

Daß er unter den Umständen, wie sie bis jetzt geschildert worden sind, allerlei neue Lebensgewohnheiten teils angenommen hatte, teils anzunehmen im Begriffe stand, dürfte kaum verwunderlich sein. Zu denjenigen Dingen aber, welche er nach wie vor strenge in Ordnung hielt, gehörte sein Wandkalender, von dem er, was auch immer geschehen mochte, alltäglich eine Nummer abstrich. Des nächsten Vormittags nun, da er gerade die restlichen — es waren ihrer zehn und so viel Tage sollte seine Haft noch währen — zum so und sovielten Male überzählte, wurde die Thür geöffnet und hereintrat die bekannte Amtsperson.

Gabriel begrüßte sie nach Gebühr und wollte seinen Dank für die ebenfalls bekannten Geschenke aussprechen, was jedoch der Amtsperson nicht genehm zu sein schien, da sie eine sehr entschieden abwehrende Handbewegung machte. So schwieg denn Gabriel, die Amtsperson aber ging zunächst in der Zelle umher, als hätte sie eine Inspektion zu halten, redete kein Wort und spähte in jeden Winkel. Dann begann sie einzelne Sätze und endlich eine ganze Rede mit wichtiger Miene vorzutragen, richtete auch verschiedene Fragen an den Arrestanten, aus welchen dieser allerdings nicht klug zu werden vermochte. Es lag etwas Geheimnisvolles in jeder Aeußerung der Amtsperson, sowie in deren Haltung und Gebärden. Sie mußte etwas höchst Bedeutendes im Schilde führen. Das Gespräch drehte sich um die beliebten Vorwürfe der abzuschleifenden Extreme, der Regel mit der Ausnahme, der Straf- oder Besserungsanstalten und dauerte wohl eine Stunde lang. Als die Amtsperson sich entfernte, war Gabriel nicht wenig beunruhigt. Lag etwas gegen ihn vor?

Sonderbarerweise wollte sich Rosine, welche bis nun tagtäglich zu ihrer Kastanie gekommen war, heute nicht sehen lassen. Stand diese Ab-

wesenheit mit jenem Besuche im Zusammenhange oder war Rosine vielleicht zu derselben Zeit vor Gabriels Zelle gewesen, da die Amtsperson in derselben war? Oder war Rosine etwa abgereist, und war das die lustige Geschichte, welche sie ihm nicht hatte erzählen wollen? In diesem Falle — aber nein, Gabriel konnte an ihn nicht glauben. Er hatte immer nur solche Fragen an die Geliebte gerichtet, welche sie ihm gleichsam in den Mund legte, wußte daher so viel wie nichts von alledem, was ihr Thun und Lassen außerhalb seines kleinen Gesichtsfeldes und der kurzen Spanne Zeit betraf, die sie täglich bei ihm zubrachte. Das fiel ihm jetzt schwer aufs Herz und er suchte sich vergeblich zu beruhigen.

Der Mittag läutete von den nahen Türmen, und der Wärter kam mit den Speisenäpfen den Gang herab. Gabriel nahm den seinigen in Empfang und aß, mehr aus Pflichtgefühl als aus Hunger, dann kletterte er wieder zu seinem Gitter hinan und spähte in den Garten, obgleich er jetzt kaum hoffen durfte, sie zu sehen.

Es war hell und sonnig draußen wie stets in der jüngsten Zeit, die Luft war unbewegt und schwül, die Eisenstäbe des Gitters so heiß, daß

er sie kaum zu halten vermochte. Auf der beschatteten Bodenfläche der Kastanie lag eine Menge rötlich gelber, runder Sonnenbildchen, unbewegt wie die Luft und das Laub des Baumes. In demselben aber schwirrte es von einer Unzahl Insekten, gleichmäßig, ohne Pause, ein einziger langer, vielfältig zusammengesetzter Ton, ein Frohlocken des Lebens, und die Blütensträuße, um welche sie schwärmten, waren rot wie die Liebe. Ein glänzender Spinnenfaden zog sich vom Fenster zum Baume, und Gabriel sah, wie alle seine Gedanken spinnengleich über denselben liefen, immer mehrere und mehrere, ins Geäste der Kastanie hinein, den Stamm hinab, um drunten in den hellen Sonnenkreisen mit dem Sande zu spielen. Es wurde öder und öder in ihm, die Gedanken aber erblindeten in der Sonne und schrumpften ein und starben. Er konnte an nichts mehr denken, leer und hohl alles, nur heiß, entsetzlich heiß.

Auf einmal sah er nichts mehr, dann tanzten rote und grüne Bildchen vor seinem Auge. Es war nicht auszuhalten hier oben, und er ließ sich in die Kühle der Zelle hinab. Ein starker Kopfschmerz plagte ihn.

Es schlug fünf, dann ein, zwei, drei Viertel darüber und endlich sechs, Rosine war noch immer nicht da. — Die Luft war kühler, der Schein der Sonne milder geworden, Gabriel saß wieder am Fenster. Er schaute nach der Pforte des Gartens. Das häßliche Haupt glotzte ihn an, die Pforte aber öffnete sich nicht.

Wie ruhig der ummauerte Garten dalag! Jetzt krähte irgendwo ein junger Hahn, dann knallte eine Peitsche, hierauf wurde es wieder still, ein roter Glanz floß über die Bäume, die bekiesten Wege, die Umfriedungsmauer und ihre Bohnen und Goldregen hin: die Sonne ging unter, Glockengeläute und Abenddämmerung, Rosine kam nicht.

Auf der weißlich schimmernden Gartenthüre schwebte das trauernde Haupt mit großen leeren Augenhöhlen. —

Spät in der Nacht schlief Gabriel ein und spät am Tage erwachte er. — Aber was war das? Saß wirklich auf dem zweiten Schragen ihm gegenüber ein Mann oder war es nur ein Traumbild? Er rieb sich das Auge und starrte die Morgenerscheinung an, welche, die Blicke unverwandt auf ihn gerichtet, sich nicht rührte und regte.

In der That, es war ein Mann, ein großer, starker Mann, mit schwarzen Augen, schwarzen buschigen Brauen, schwarzem Haupthaar und schwarzem Schnurr- und Knebelbarte. Ein steifgestärktes Hemd mit einem hohen Stehkragen, eine gelbe Halsbinde, ein langer schwarzer Rock, gelbe Beinkleider und Handschuhe, ein verbogener Klapphut, alles zusammen verschmutzt und sehr abgenützt, verliehen der Gestalt jene sonderbare Eleganz, wie man sie am häufigsten bei armen Komödianten findet. Komödiantenhaft vielsagend, als ob jeder Blick einen Dukaten gälte, schauten auch die großen tiefliegenden Augen drein, und die natürliche Bescheidenheit, mit welcher ein Hühnerauge durch ein Loch am linken Stiefel guckte, konnten dem Selbstbewußtsein seiner vornehmen Namensverwandten im oberen Stockwerke nichts anhaben.

„Bon-jour, Monsieur! Sie haben lange geschlafen,“ sagte die Gestalt, als Gabriel sich aufrichtete, mit dröhnender Stimme und rührte mit einem Finger der rechten Hand an die Hutkrempe.

„Guten Morgen!“ antwortete Gabriel.

„Qui vive?“ fragte die Gestalt.

„Was meinen Sie?“ fragte jener dagegen.

„Qui vive?“ wiederholte die Gestalt in dem Tone von früher und ohne sich zu rühren.

„Ich verstehe das nicht.“

„Qui vive?“ Auf deutsch: ‚Wer da?‘ oder ‚Wer sind Sie?‘ Ich meine, Sie sollen sich mir vorstellen.“

Gabriel hatte zwar verschiedene, nicht gerade erbauliche Gedanken über die Gestalt, konnte aber mit sich nicht einig darüber werden, was sie eigentlich wolle. Er nannte also seinen Namen.

„Bon!“ machte die Gestalt. „Und Ihr Stand?“

„Schlossermeister,“ antwortete Gabriel.

Die Gestalt schien einige Augenblicke lang nachzudenken. Dann nickte sie leicht mit dem Kopfe und sprach: „Bon! Eisen und Feuer, Feuer und Eisen? — Harmoniert! — Und warum sind Sie hier?“

Gabriels Verwunderung stieg immer höher, aber er antwortete trotzdem auf die letzte Frage.

„Wegen Majestätsbeleidigung!“ wiederholte die Gestalt. „Auch bon!“ setzte sie nach einer kleinen Weile hinzu. „Also kein gemeiner Verbrecher! Wir wollen uns vertragen!“ Sie stand von dem Schragen auf, trat vor Gabriel hin

und bot ihm die behandschuhte Rechte, während sie mit der Linken den Hut abnahm. „George Coq-criard," stellte sie sich vor, „Virtüos."

„Vielleicht im Gesang?" fragte Gabriel schüchtern. Die mächtige Stimme der Gestalt brachte ihn auf diese Vermutung.

„Nein!" war die Antwort. „In Feuer und Eisen!" Dabei streckte sich die Gestalt um ein ansehnliches Stück höher.

Gabriel wußte nicht, was er zu dieser Auskunft sagen sollte. Plötzlich schlug Herr Coq-criard eine laute Lache auf, dazu einen Purzelbaum, wie ihn der geschickteste Seiltänzer nicht besser fertig bringen konnte, griff dann nach seinem Hute, welcher ihm bei dem Kunststücke zu Boden gefallen war, und sagte, indem er das windschiefe Möbel mit dem Aermel bürstete, schnaufend zu Gabriel: „Sie sind eine Unschuld, lieber Freund!"

„Woher wissen Sie, daß ich Ihr Freund bin?" entgegnete dieser verdrießlich.

Herr Coq-criard lachte abermals und sagte: „Nur Geduld, das sollen Sie bald werden! Aber eine Unschuld sind Sie, denn man kann Ihnen alles weismachen." Er setzte sich neben Gabriel,

schlug ihn auf die Achsel und sprach: „Ich bin ein geschmeidiger, schneidiger, spitziger, hitziger Kerl. Aber das kommt von meiner Nahrung und Sie dürfen mir nicht böse sein. Wissen Sie, was ich esse?"

Gabriel schüttelte unmutig den Kopf. „Feuer und Schwerter!" fuhr jener fort. „Ja staunen Sie nur! Feuer und Schwerter! Es ist mein Ernst, und daß Sie sehen, wie ernsthaft ich es meine und wie ich kein Geheimnis vor Ihnen, meinem Freunde, haben will, so erfahren Sie, daß Coq-criard nur mein Künstlername ist, nur eine französische Uebersetzung meines väterlichen, denn ich heiße eigentlich Schreihahn, Georg Schreihahn, bin ein Bürgerkind dieser Stadt und dermalen unbürgerlicher Schwert- und Feuerfresser."

„Sie heißen Schreihahn?" fuhr Gabriel auf. Das war also der lustige Sohn seiner lustigen Pfleglinge.

„Worüber wundern Sie sich?" fragte dieser.

„Darüber, daß Sie einen deutschen Namen führen und ein Deutscher sind, aber soviel Französisch sprechen und auch wie ein Franzose aussehen," antwortete Gabriel. Er mißtraute dem schwarzen Gesellen und wollte ihm daher das

Verhältnis, in welchem er zu dessen Eltern stand, nicht so geradeswegs offenbaren. „Wie sind Sie denn hierhergekommen?“ fragte er.

Der junge Schreihahn zog die Nase in die Höhe und sprach: „Das ist infolge eines, wie man sich ausdrückt, sittlichen Konfliktes geschehen. Mein Vater starb vor einigen Wochen und ich kam zu seinem Begräbnisse. Ich war schon lange nicht hier gewesen, weil ich das vermaledeite Nest, in dem ich leider geboren bin, nicht ausstehen mag. Aber da sich manches verändert hatte, so wollte ich das Zeug ein bißchen in Augenschein nehmen. Wie ich nun so des Abends durch die neuen Anlagen spaziere, begegnet mir ein Ding wie ein Stubenmädchen und thut so nett und flink, daß eine Bachstelze sich gegen sie ausnimmt wie eine Kröte. ‚Warte Vögelchen?‘ denke ich mir und steige ihr nach. Sie schaut sich um, ich passe die Gelegenheit ab, rede sie an, finde, daß sie einen lustigen Schnabel hat und zu allem aufgelegt ist; wir schwatzen drauf los, kommen immer tiefer ins Gehege und sie ist ganz vergnügt darüber, daß ich ein so schneidiger, geschmeidiger, hitziger, spitziger Kerl bin. Da führt der Teufel einen Halunken von der Polizeiwache

zu unsrer Liebesgeschichte. Wir werden gerade beim schönsten Kapitel attrapiert, arretiert, separiert, inquiriert und so weiter. Das Ende vom Lied ist Gebrumm, ich muß jetzt bis auf weiteres brummen, und mein Glück ist es, daß ich wenigstens einen rechtschaffenen Baß habe.“ Er zog abermals eine Grimasse und begann vorerst zu knurren, dann aber aus vollem Halse zu grölen. „So geht es, mein Freund,“ sagte er schließlich, „wenn man einen schwarzen Knebelbart und Glück in der Liebe hat. Verfluchte Weiber!“

„Das war am Begräbnistage Ihres Vaters?“ fragte Gabriel, halb traurig, halb zornig.

„Oui, oui!“ sagte Schreihahn. „Ein böser Zufall!“

Gabriel war voll Ekel aufgestanden und ging mit gesenktem Kopfe die Zelle auf und ab. Schreihahn sah ihm eine Weile zu, dann schnitt er ein Gesicht und fing allerlei Possen an. Dies trieb er so lange, bis der Widerwille seines Haftgenossen allzu deutlich ward. Als dies geschah, nahm er wieder jene überlegene Miene an, welche er anfänglich zur Schau getragen hatte, verfolgte Gabriel mit den ausdrucksvollsten

seiner Blicke und sagte endlich mit dröhnender Stimme: Monsieur, Sie sind sehr fade!"

Gabriel ließ ihn ohne Antwort. — Da fuhr er zusammen: er hörte Rosinens Stimme vor dem Fenster.

„Hojoh," was ist das?" rief der Knebelbart und saß mit einem Sprunge auf dem Gesimse. „Ein Bastard von einem Zeisig und einem Kanarienvogel!" sagte er, „das sind zahme Tierchen!" Er begann zu pfeifen. „Bon-jour, Mademoiselle!" sprach er in den Garten hinunter.

Gabriel blieb wie festgebannt stehen. Er wollte die Füße heben, aber er vermochte es nicht. Eine furchtbare Angst erfüllte ihn. Konnte sie antworten? Er lauschte, es blieb still draußen, und er atmete auf.

„Bon-jour, Mademoiselle!" rief Schreihahn noch einmal. „Bon-jour, Monsieur!" antwortete es jetzt aus dem Garten. Es war Rosine. Kein Zweifel! Gabriel hatte es nämlich eine Viertelminute lang versucht, sich einzureden, daß sie es nicht sei.

„Ein allerliebster kleiner Kerl das!" sprach Schreihahn aus dem Fenster.

„Ein kleiner Franzose!" antwortete Rosine.

„Wie heißt er denn? Guillaume, Pierre, Jean?“

„Lenz!“ klang es zurück.

„Das ist ja kerndeutsch,“ sagte Schreihahn.

„Wir nennen ihn auch nur darum den kleinen Franzosen, weil er so brünett ist und das ch nicht aussprechen kann. Nicht wahr, kleiner Lenz, du kannst das nicht? Sag', wie heiße ich?“

„Rosinken!“ antwortete das Kind.

Schreihahn lachte: „Bon, bon! Rosinchen, das haben Sie gut gemacht.“

Gabriel warf sich wieder auf seinen Schragen. Er hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten, brachte es jedoch nicht übers Herz. Er mußte hören, was sie sprachen. Schreihahn wußte tausend Schnurren vorzubringen, Rosine lachte und Gabriel mußte sich gestehen, daß er noch niemals ein Lachen, so hart und gemacht wie das ihrige, gehört habe. Aber was konnte ihm dieses Geständnis helfen, da er auch jenes Lachen trotzdem liebte?

Schreihahn stellte sich Rosine in aller Form als Coq-criard vor, und Rosine lachte auch dazu. Wozu lachte sie überhaupt nicht!

„Das ist doch eine Unterhaltung!“ sagte

Schreihahn, als er beim Mittagläuten in die Zelle zurücksprang. Mit einer gewissen Hast aß er seinen Speisenapf leer, legte sich alsdann, so lang er war, auf den Schragen, gähnte und schlief ein.

Gabriel hingegen spann, während sein Genosse schnarchte, allerlei Gedanken an und ab. Er teilte sein Leben in zwei Teile, deren erster mit der Stunde seiner Geburt begann und bis zu seinem Auszuge aus der Heimat reichte, während der zweite alles folgende umfaßte. Das wunderlich Entsprechende dieser Teile berührte ihn seltsam genug; die Eltern, die alten Schreihähne; Michael, der junge Schreihahn; Crescenz, Rosine. Der zweite Teil schien gewissermaßen nur eine veränderte Auflage des ersten zu sein, von welchem er sich hauptsächlich dadurch unterschied, daß seine Empfindungen im Sinne der Wirklichkeit stärker geworden, aber etwas von ihrer Reinheit, um nicht zu sagen Reinlichkeit, eingebüßt hatten.

So arg, wie heute, war es ihm allerdings noch nicht ergangen. Liebe und Totentrauer mit einem Schlage beschmutzt! Er mußte gestehen, daß sich der schwarze Geselle da drüben besser als

irgend ein andrer auf die Unsauberkeit verstand. „Pfui!“ sagte er und kehrte sich gegen die Wand, „das Beste wäre, ich gäbe der Welt den Abschied.“

Schreihahn schnarchte gelinder, und Gabriel kam allmählich auf tröstlichere Gedanken, er spann fort, diesmal aber einen dünnen, glänzenden Hoffnungsfaden. Rosine hatte in einer Anwandlung seltsamen Mitleides mit Schreihahn gescherzt — wer konnte sagen, daß es nicht so war? — und zog sich zurück, sobald sie ihn kannte! Sie mußte sich erkundigen, weshalb Schreihahn im Gefängnisse sei, gleichwie sie sich auch um sein Vergehen erkundigt hatte, und dann von dem Fenster und dem Kastanienbaume wegbleiben. Die nächsten Tage sollten die Entscheidung bringen. Dieses schimmernde Gespinst zog er länger und länger, den Rest des Tages und beinahe die ganze, trotzdem schlimme Nacht hindurch. Der Morgen kam, der Vormittag und mit ihm Rosine. Schreihahn sprang wiederum auf das Fenstergesims, rief sein „Bon-jour!“ hinab und die Unterhaltung begann. Sie wurde heute schon viel vertraulicher als gestern geführt; Rosine erzählte, daß sie die Nichte des Kerkermeisters und auf sechs Wochen zu Besuche bei demselben sei, daß sie aus einem

kleinen Kurorte des nahegelegenen Waldgebirges komme, sich aber hier in der Stadt nicht sonderlich amüsieren könne, denn sie sei nicht nur unbekannt daselbst, sondern auch den größten Teil des Tages über an das Bett ihrer Tante gebunden, welche einen zweiten kleinen Franzosen bekommen habe. Anfänglich habe ihr der kleine Lenz noch einige Freude gemacht, jetzt sei es aber auch mit dieser so ziemlich vorbei und sie sehne sich recht sehr nach Hause. Schreihahn wurde hierauf sentimental, redete von der Zeit, wann die sechs Wochen verstrichen sein würden, von der ihm bevorstehenden Einsamkeit, schilderte dieselbe auf eine spaßhafte Art, und Rosine lachte. Schreihahn begann zu seufzen. Ihm sei gar nicht lächerlich zu Mute. Rosine lachte abermals und meinte, es werde so schlimm nicht stehen. „Schlimmer als Sie glauben, Mademoiselle!“ schmachtete Schreihahn.

Wiederum klang jenes Lachen herauf, ein scharfes, kurzes „Hahaha!“ und sie antwortete: „Der Löwenzahn steht jetzt schon federig auf den Wiesen. Bläst man darauf, hui, so stiebt das leichte Zeug auseinander. Wissen Sie, wie man diese Pflanze hierzulande nennt?“

„Nein!“ sagte Schreihahn.

„Man nennt sie Männerliebe, mein Herr Franzose,“ entgegnete Rosine, „und jetzt ist sie, wie gesagt, besonders häufig. Schauen Sie nur dorthin! Sogar unsre kleinen Rasenplätze sind ganz weiß davon. Adieu!“

Sie ging, die Glocken läuteten Mittag und der Schließer kam den Gang daher. „Ein verfluchter Schnabel!“ sagte Schreihahn und sprang zu Boden, „aber sie läßt sich schon kirre machen.“ Hierauf aß, schlief und schnarchte er wie gestern, Gabriel aber wünschte, so schlafen zu können, wie jener, und während der acht Nächte und Tage, welche er hier noch verbringen mußte, nicht mehr zu erwachen. Es blieb jedoch beim Wunsche. —

Bei der nächsten Zusammenkunft knüpften Schreihahn und Rosine an das Gespräch von gestern an. Die federige Fruchtkrone des Löwenzahnes und die Männerliebe gaben zu einer langen, meist scherzhaften Wechselrede über Blumen und deren Bedeutung Anlaß, wobei der Knebelbart hinter dem Gitter es an den mannigfachsten Anspielungen auf Liebe und Liebesleid nicht fehlen ließ. Rosine antwortete zumeist ab-

weisend, aber so, daß man das Wohlgefallen an den Reden Schreihahns aus den ihrigen heraushörte. Schon begannen von ferne die Glocken zu klingen, da sagte Schreihahn: „Ach, die Blumen, die Blumen! Wenn ich nur eine einzige hätte in meiner Einsamkeit!“ Rosine lachte über den possierlich affektierten Ton, in welchem er diese Worte vorbrachte, und antwortete: „Ich will Ihnen welche ins Fenster werfen, wenn Sie sich nichts darauf einbilden.“

„Darauf nicht, aber dabei,“ entgegnete Schreihahn zärtlich.

„Auch nicht dabei!“ verlangte Rosine.

„Also auch nicht dabei!“ erklärte Schreihahn wehmütig.

Gleich darauf kamen einige Blumen hereingeflogen, eine Rose, ein Kastanienstrauß und ein kleines Boukett von Stiefmütterchen und Vergißmeinnicht. „Schönen Dank!“ rief der Beschenkte und „Nichts einbilden! Adieu!“ Rosine.

Schreihahn sprang vom Fenster, las die Blumen auf und bot Gabriel die Rose an. „Ist's gefällig?“ fragte er höflich. „Danke!“ erwiderte Gabriel ablehnend. „Sie ist von einem schönen Mädchen,“ beteuerte der andre. „Danke!“ wie-

derholte Gabriel. „Herr! Monsieur!“ schrie jener, „Sie werden mich noch rasend machen.“ Dann schlug er eine fürchterliche Lache auf und rief: „Eifersucht, du Giftgewächs! Einmal sechs ist sechs! Morgen will ich's ihr erzählen!“ Natürlich war auch dieser Zornesausbruch nichts weiter, als eine Posse, er fiel über seinen Napf her, schlang wie ein Wolf und hielt dann seinen Verdauungsschlaf. Seine Drohung aber machte er zur That. Als Rosine des folgenden Tages wieder kam, berichtete er, wie ein Herr mit ihm zusammengesperrt sei, der sich vor Eifersucht auf ihn verzehre und gestern eine der Blumen, welche er ihm angeboten, zurückgewiesen habe.

„Aus Eifersucht?“ fragte Rosine.

„Nur aus Eifersucht,“ versicherte Schreihahn. „Er sieht schon ganz krank aus und ruft im Schlafe Ihren Namen.“

„Was Sie nicht sagen!“ lachte Rosine. „Aber, erlauben Sie, wer hat Ihnen denn gestattet, mit meinen Blumen so umzugehen?“

„Die Freundschaft,“ erwiderte Schreihahn pathetisch, „die Freundschaft und die Menschlichkeit!“

„So, so!“ versetzte Rosine. „Nun, mit so schönen Eigenschaften werden Sie es wohl auch ver-

schmerzen, wenn das die ersten und letzten Blumen gewesen sind, die ich Ihnen geschenkt habe."

„Sie machen mich unglücklich!"

„Ach was! Wissen Sie, was die Seifensieder auf dem Schilde führen?"

„Hahn und Löwen!"

„Getroffen! Und Hahnenkamm und Löwenzahn passen auch nicht übel zusammen. Verstehen Sie mich?"

„Sie thun mir Unrecht, Teuerste!" klagte Schreihahn.

„Pst!" machte Rosine, „pst! Sonst thun den Wänden die Ohren weh!"

Sie spielte auf Gabriel an, aber das Gespräch ging weiter, als ob er nicht vorhanden wäre, mit Scherz und Lachen, die leichtfertigste, grausamste Liebeskomödie.

Schreihahn hatte die Geschichte von der Eifersucht Gabriels nur des Spaßes halber erzählt. Es fiel ihm nicht ein, an dieselbe zu glauben, ja er hatte sich versprochen, daß sein Mitgefangener über den Bericht an Rosine lachen würde, und sich oft umgeschaut, um die heitere Wirkung seiner Worte wahrzunehmen. Wie alle gemeinen Naturen, scherzte er über nichts so gern, als was

irgendwie mit der Liebe zusammenhing, und war ganz verwundert, von Gabriel kein Zeichen des Beifalls zu erhalten. „Sind Sie etwa im Ernste eifersüchtig?" fragte er beim Mittagsmahle. „Na, seien Sie nur ruhig! Wenn Sie wünschen, will ich Ihnen die Rosine mit Stumpf und Stiel überlassen. Sie schmeckt nicht bitter."

Gabriel hatte nichts zu erwidern. Die Willfährigkeit des Feuerfressers steigerte den Ekel, welchen er vor demselben bis jetzt gefühlt hatte, beinahe zur sinnlichen Empfindung. Rosinen verachtete er und sich selbst noch mehr, weil er nicht aufhören konnte, sie zu lieben, ja immer heißer und wilder liebte.

Schreihahn machte sich natürlich so viel wie nichts aus dem Abscheu seines Zellenbruders, that vielmehr so, als ob er ganz allein wäre, und Rosine trieb es vor dem Fenster nicht besser. Oft genug dachte Gabriel der Toten, insbesondere der Mutter, und es war ihm dann, als ob er lebendig begraben wäre und deutlich hörte, wie das Spiel der Welt über seinem Leichensteine jauchzte und tobte.

Nach acht Tagen wurde er aus dem Kerker geholt und zu der bekannten Amtsperson geführt.

Diese kündigte ihm an, daß seine Haft zu Ende sei. „Sie können nun gehen, wohin es Ihnen beliebt,“ sagte sie lächelnd, „werden jedoch gut daran thun, so bald als möglich den Agenten Müller aufzusuchen, der neulich nach Ihnen hat fragen lassen und etwas Wichtiges für Sie in Bereitschaft zu haben scheint.“ Gabriel erwiderte einiges Verbindliche und wollte sich entfernen. „Halt, nicht so geschwind!“ rief die Amtsperson, und da Gabriel stehen blieb, fragte sie: „Apropos, wie haben Sie sich denn mit dem Schreihahn, alias Coq-criard, vertragen?“ „Nicht besonders,“ antwortete Gabriel, „übrigens haben wir wenig miteinander geredet.“ „Sie sind ein unverbesserlicher Mensch,“ versetzte die Amtsperson. „Wissen Sie, daß ich ihn eigens zu Ihnen geschickt habe?“ Gabriel machte ein verwundertes Gesicht. „Ja, ja!“ fuhr die Amtsperson fort, „zwei so extreme Patrone, wie ihn und Sie, findet man nicht alle Tage, und ich hatte eine ordentliche Freude daran, als ich ihn unter die Hände bekam, weil ich gleich an Sie dachte. Haben Sie nicht von ihm angezogen?“

„So viel ich weiß, nicht im geringsten,“ erwiderte Gabriel.

„Und er von Ihnen auch nicht?"

„Ich glaube kaum."

„Das ist schade, insbesondere seinetwegen, denn er ist ein arger und obendrein höchst übermütiger Sündenbock. Allerdings nicht verwunderlich, denn schon seine Eltern waren vom leichten Tuche und haben es ihr Lebtag zu nichts bringen können."

„Ich kenne seine Eltern, die ganz wackere Leute sind."

„Glaube nicht recht daran," erwiderte die Amtsperson, indem sie ihre Brille putzte. „Der Alte ist jetzt tot, das Weib sitzt im Versorgungshause. Uebrigens soll sie beim Begräbnisse gegen ihre sonst bekannte lustige Manier sehr geweint haben. Nun, der Taugenichts von Sohn, der nicht aus der Art geschlagen ist, hat noch bei Zeiten für den Spaß dazu gesorgt, und es thut mir als Menschen sehr leid, daß er von Ihnen nicht ein wenig Ernst und Schweigsamkeit gelernt hat, denn er ist ein verdammter Schwadroneur und Tausendsasa." Er setzte die Brille wieder auf, schaute Gabriel scharf an und sagte: „Und Ihnen, mein Lieber, hätte eine Portion von seinem Frohmut und seiner Keckheit wahrhaftig

auch nicht geschadet, denn so, wie Sie sind, werden Sie nicht in der Welt fortkommen. — Nun, ich habe das meinige gethan und gegen — gegen das Schicksal oder sonst etwas kämpfen selbst Götter vergebens. Guten Tag!“ Er trat an sein Schreibpult und Gabriel verließ mit einem Bücklinge die Amtsstube. Einen langen Korridor, zwei Treppen hinab und er stand im Freien. Es regnete, aber gelinde, und die Blätter der alten Kastanien, welche um die dem Gefängnisse, einem ehemaligen Kloster, benachbarte Kirche standen, rauschten leise unter dem Tropfenfalle. Gabriel atmete tief auf, ihm ward so wundersam, so feierlich und weich zu Mute. Langsam streckte er die Hand aus, daß der Regen sie benetzen möge, und schauerte, als die warmen Tropfen darauf niedersanken. Er wandte das Antlitz empor, daß auch dieses von ihnen befeuchtet würde, und sie flossen darüber hin gleich Thränen. Da sah er auch das rote, steile Ziegeldach der Kirche über das Laubwerk der Bäume emporragen und noch höher den spitzigen Turm mit dem vergoldeten Hahne über dem Kreuze, und sah die Glocken hängen, welche so oft den Mittag seiner Liebe geläutet hatten. „So klingt ihr mir

nimmermehr," sprach er, da schlug ihn jemand auf die Schulter und eine bekannte Stimme sprach: „Jetzt schaue ich Ihnen schon eine ganze Weile zu, Herr Engel, und Sie rühren sich nicht vom Flecke und gucken nach dem Wetterhahn da droben, als wären Sie ein Schiffer und wollten auf den Wind passen. Ich habe heute fleißig auf Sie gewartet und lade Sie zur Erholung ins ewige Licht."

Es war der lustige Kellnerbursche, der erste Haftgenosse Gabriels und das erste Exemplar, welches die Amtsperson zum Schliffe in dessen Zelle gelegt hatte.

„Ins ewige Licht? Was ist's damit?" fragte Gabriel.

„In die Bierstube des Klosterbräuhauses, wo ich angestellt bin. Es brennt immer Licht darinnen von wegen der Finsternis. Daher hat sie den Namen. Zehn Schritte, nicht mehr, und wir sind dort."

Gabriel dankte und erklärte dem wirtlichen Burschen, daß er jetzt vor allen Dingen nach Hause gehen müsse, worauf ihm dieser mit vielen Worten das Versprechen abnötigte, ihn ja recht bald, womöglich noch heute heimzusuchen. „Dort ist der

Eingang!" fügte er, quer über den Platz deutend, hinzu.

Als Gabriel weiterging und an der Pforte der Kirche vorbeikam, streckte ein altes Bettelweib, welches daselbst hockte, bittend die Hand gegen ihn aus. „Ich habe selbst nichts," sagte er, und die Alte zog schweigend die Hand zurück und wickelte ihren Rosenkranz darum. Er hatte in der That nicht einen Pfennig in der Tasche. — Scheu und flüchtig eilte er vorwärts. Nur wenige Menschen begegneten ihm, aber die ihm begegneten, schauten ihn wie befremdet, ja feindselig an, und manche schienen ihm gar von weitem auszuweichen. Möglich, daß er sich täuschte, daß er bloße Gleichgültigkeit für Haß und den Zufall für Absicht nahm, aber es erging ihm nur so wie einem jeden, der darauf angewiesen ist, das milde Herz und Urteil seiner Menschenbrüder in Anspruch zu nehmen. Er mag noch so gut von ihnen denken, in dem Falle solcher Bedürftigkeit wird er stets Angst und Mißtrauen verspüren, deutliche Zeichen, was er von der Bruderschaft zu erwarten habe.

Er hatte sich seiner ehemaligen Wohn- und Werkstätte bis auf eine kurze Strecke genähert,

als ihm einfiel, daß er dort nichts mehr zu schaffen habe. Die Miete war, während er im Gefängnisse saß, abgelaufen und seine geringe Habe zur Deckung der Prozeß- und Haftkosten versteigert worden. Somit war er ohne Geld und Obdach, freier als die Vögel des Himmels, wenn auch weniger zum Singen aufgelegt. Gleichwohl drückte ihn für den Augenblick eine andre Sorge, die nämlich, was aus seinem Schimmel geworden sei. Er hatte in Erwägung des ihm selber drohenden Schicksales, ehe er sich zu der entscheidenden Gerichtssitzung begab, mit einem Roßhändler ein Abkommen getroffen, demzufolge dieser das Tier, welches wenig genug fraß, in Kost nahm, wofür er das Recht zur Benützung des von Gabriel für noch anderthalb Jahre gemieteten Stalles und eine kleine Geldsumme erhielt. Außerdem sollte der Schimmel, wenn er länger als ein halbes Jahr Kostgänger des Händlers blieb, in das Eigentum desselben übergehen.

Wie man sieht, hatte Gabriel bei diesem Vertrage nicht an den ebenfalls sehr wahrscheinlichen Zwangsverkauf seines Besitztumes, den Schimmel mit inbegriffen, gedacht. Erst als er, bereits etwas abgekühlt im Arreste saß und das Urteil, welches

über ihn ergangen war, in seiner vollen Tragweite ermessen lernte, war er auf diesen Punkt geraten, an dem freilich seine Vorsichtsmaßregel gebrochen werden mußte.

Er ging daher an seinem alten Wohnhause vorbei und einige Schritte weiter zu dem Roßkamm, den er glücklich zu Hause antraf. „Wie geht es dem Schimmel?" fragte er nach dem üblichen Gruße.

„Ausgezeichnet!" war die Antwort. „Hat es in seinem Leben nie so gut gehabt."

„Wo befindet er sich?"

„Das ist, was seinen Leib angeht, schwer zu sagen, wenn er aber eine Seele gehabt hat, ist sie auf jedem Fall im Pferdehimmel."

„Er ist tot?" rief Gabriel.

„Als Opferlamm für Ihre Sünde gefallen!" scherzte der Händler. „Er wurde versteigert, ich konnte ihn nicht kaufen, weil er Beine wie die Fässer hatte, andre Leute wollten ihn auch nicht, und so erstand ihn der Pferdemetzger."

„Armes Tier!" sagte Gabriel leise und fühlte, wie es ihm vor dem Auge flimmerte. „So bist du deinem Schicksale doch nicht entgangen!" setzte er in Gedanken hinzu, dann verabschiedete er sich

von dem Roßkamme und begab sich ins Versorgungshaus, die Witwe Schreihahn aufzusuchen.

Sie saß mit dem alten Gewande angethan und den grünen Schirm vor der Stirne in einer kleinen, weißen Kammer und las in einem Gebetbuche. Das thue sie jetzt den ganzen Tag, sagte sie. Auf die Frage, wie es ihr gehe, antwortete sie: „Nicht mehr so gut, wie früher. Es ist schwer, sich so allein unter lauter fremden Leuten zu behelfen." Daß ihr Mann gestorben sei, erwähnte sie mit keiner Silbe, sie schien das als bekannt vorauszusetzen. Auch von ihrem Sohne sprach sie nicht. Ueberhaupt benahm sie sich so, als ob es nichts mehr als sie, ihr Gebetbuch und ihre weiße Kammer in dieser Welt gäbe. Alles übrige, sogar Gabriel, schien einer andern anzugehören.

Mit dem Bilde der tiefsten Einsamkeit im Herzen entfernte sich dieser, schritt über die Brücke, welche in die städtischen Anlagen führte, und quer durch dieselben in die angrenzenden Felder hinein. Der Weg war feucht und glitscherig.

Traurig über vielerlei Dinge, erbittert über seine wahnsinnige Liebe, die er doch nicht loszuwerden, und ratlos gegenüber der Zukunft, für

welche er keine Mittel zu entdecken vermochte, spazierte er eine halbe Stunde lang fort. Sollte er wirklich den Agenten Müller aufsuchen? Er konnte sich lange nicht dazu entschließen, endlich aber siegte die Not. Vielleicht hatte ihm der Agent etwas Annehmbares zu bieten, vielleicht war eine Nachricht von Michael bei ihm zu holen! Und was verlor er füglich, wenn er sich dem glatzköpfigen Burschen vorstellte? Er kehrte um und ging auf die Stadt zu, geriet aber wieder ins Schwanken, als er die Brücke passierte und an dem Pfründnerhause vorbeikam. Indessen meldete sich jetzt ein Ratgeber von größter Ueberzeugungskraft an: der Hunger. Gabriel hatte heute noch nichts gegessen, und vorläufig auch keine Anwartschaft auf eine Mahlzeit; wenn er aber auch eine solche bei dem Agenten zu finden weder hoffte noch wünschte, so konnte ihm doch irgend eine unverfängliche Anweisung auf Lebensmittel dort beschert werden.

Ziemlich erregt betrat er den wohlbekannten Hausflur, warf einen Blick auf die Thür von weiland Schreihahns Stübchen, stieg die Treppe hinan und läutete bei Müllers. Das ebenfalls bekannte Dienstmädchen öffnete und führte ihn zu

dem Agenten. Dieser saß in seinem Kontor und schrieb an einem Briefe. „Bitte, Platz zu nehmen und einen Moment zu warten,“ sagte er, ohne seine Arbeit zu unterbrechen. Es dauerte wohl fünf Minuten, bis er den Brief geschrieben, mit Blausand bestreut, gefaltet, kouvertiert und adressiert hatte. Dann drehte er sich auf seinem Sessel gegen Gabriel und begann: „Ich weiß nicht genau, wie Ihre dermaligen Verhältnisse beschaffen sind, vermute jedoch, daß dieselben Sie nicht abgeneigt machen werden, einen meiner Vorschläge zu acceptieren. Es stehen zwei Stellen für Sie offen: die eine in Ihres Bruders Gießerei, die andre in einer Fabrik. Was nun die erstere betrifft, so ist sie allerdings ziemlich untergeordnet, denn Gießen und Schlossern sind zweierlei, und Sie wären jedenfalls nur als Hilfsarbeiter zu verwenden. Dafür wären Sie freilich in Ihres Bruders Hause und genössen schon deshalb eines gewissen Vorzuges unter den übrigen Arbeitern. Aber vielleicht ist Ihnen gerade das nicht angenehm, denn man sagt, daß selten ein Bruder dem andern gern diene, und — um auch von dem andern Teile zu reden — was Ihren Herrn Bruder betrifft, so glaube ich, offen ge-

standen, daß ihm ein solches Verhältnis ebenfalls recht peinlich wäre. Indessen kommt es dabei vor allem auf Ihre Neigung an. Sie können ohne weiteres bei Herrn Michael Engel eintreten." Er machte eine Pause und sah Gabriel erwartungsvoll an.

„Und die zweite Stelle?" fragte dieser.

„Was die zweite Stelle betrifft, so würde Ihnen diese durch meine Vermittelung gleichfalls ohne Schwierigkeiten erreichbar sein. Eine Fabrik, und zwar die nämliche, an welche Herr Salomo Lämmerchen Ihr Kunstschloß verkauft hat und welche es nun mit demselben versuchen möchte, braucht einen Werkführer, zu dem Sie, wie ich glaube, die erforderlichen Eigenschaften besitzen. Sie wären da, versteht sich, in Ihrem Elemente, sozusagen bei Ihrem Lieblings- und Schmerzenskinde, und sehr anständig bezahlt. Natürlich würden Sie mir, durch dessen Vermittelung allein Sie diese Stelle erhalten können, die gebräuchliche Provision, welche ich übrigens nicht allzu hoch berechnen würde, zu entrichten haben."

Er machte abermals eine Pause und beobachtete Gabriel, der geneigten Hauptes vor ihm dasaß.

„Nun, was finden Sie vorzuziehen?“ fragte er endlich.

„Mir thut die Wahl wehe!“ antwortete Gabriel, mit einem heißen Gesichte sich aufrichtend. „Und ich werde deshalb wohl keine der beiden Stellen annehmen können.“

„Warum das?“ fragte der Agent befremdet.

„Eben weil mir die Wahl zu wehe thut. Am besten ist es wohl, ich wende mich geradeswegs an Herrn Salomo Lämmerchen selbst und suche bei ihm als Klinkenputzer unterzukommen.“

„Herr!“ rief der Agent scharf und sprang auf. „Weisen Sie nicht die Hand zurück, welche Ihnen hilfreich geboten wird!“

„Ich kann nicht anders,“ entgegnete Gabriel ebenfalls aufspringend. Und mit bewegter, starker Stimme setzte er hinzu: „Lieber der letzte Arbeiter in der ärmsten Werkstatt als der erste in dieser Fabrik, und tausendmal lieber ein Fremder unter Fremden als ein gemiedener Mietling im Bruder-, im Vaterhause!“

„Meinetwegen!“ sagte der Agent, rascher als seine Gewohnheit war auf und ab schreitend. „Thun Sie nach Belieben! Jeder ist seines Glückes

Schmied, und Sie mögen sehen, was Sie sich so zusammenschmieden."

In einigen Minuten stand Gabriel wieder auf der Straße. Er schlug mehrmals mit der flachen Hand vor sich hin in die Luft, als wenn er irgend ein unsichtbares Wesen von sich scheuchen wollte, wobei er ganz irre nach derselben Richtung schaute. Es war Michael, welchem er im Geiste, den letzten, schmerzlichen Abschied gab. Dann ging er planlos weiter.

Wie im Traume langte er des Abends auf dem Gefängnisplatze an, von dem er des Vormittags ausgegangen. Der lange Bau stand schwarz und bis auf zwei Fenster unbeleuchtet da. Hinter den zwei Fenstern saß vielleicht Rosine, und es war, als ob ihre schwarzen, funkelnden Augen herausblitzten: „Du wähnst frei zu sein und bist doch mein, so lange du atmest." Und kein Tritt, kein Laut, nicht einmal die alten Kastanien rauschten, als wagte es kein Wesen, diesen Augen zu widersprechen.

Gabriel seufzte tief auf und schaute nach dem Fenster hin, dann wandte er sich nach links und ging quer über den Platz dem Thore zu, welches ihm der Kellnerbursche als den Eingang

zum ewigen Lichte bezeichnet hatte. Es hungerte ihn.

In einer niedriggewölbten, an Nischen, Winkeln und Qualm reichen Bierstube fand er seinen Mann und erhielt, nachdem er ihm nicht ohne Scham seinen Notstand und Hunger anvertraut hatte, alles und noch mehr als er wünschen konnte. „Wie steht es mit dem Nachtquartier?“ raunte ihm der Kellner ins Ohr. „Damit bin ich schon versehen,“ antwortete Gabriel, der freilich etwas andres als der Frager meinte, nämlich den großen freien Saal, in welchem die Füchse einander gute Nacht sagen. „Sonst hätte ich Ihnen ein Bett angeboten. Es ist zwar schmal, aber gute Freunde vertragen sich schon drinnen,“ flüsterte der lustige Kellner und rannte mit einem Arm voll Bierkrüge weiter.

Es war bald zehn Uhr, als Gabriel sich in seinen Schlafsaal begab, der allerdings weniger bequem war, als er erwartet hatte. Ein feiner Regen gleich dem vormittägigen rieselte herab, die Wiesen waren voll Wasser, und es dauerte lange genug, bis er endlich in dem eine halbe Wegstunde von der Stadt entfernten Walde ein halbwegs trockenes Plätzchen fand. Müde genug

aber noch mehr erregt legte er sich nieder, schlief wenig und fror viel. Als er des Morgens, um sich zu waschen, zu dem Flusse hinabstieg, spiegelte er sich in der glatten Flut und fand, daß er zum Erschrecken schlecht aussah, worüber er sich übrigens nicht sehr verwunderte. Er war außerdem trotz des halbwegs trockenen Plätzchens bis auf die Haut naß und stockheiser geworden. Dazu plagte ihn ein starker Hustenreiz. Er hustete wie noch nie und warf endlich etwas Blut aus, worüber er so sehr erschrak, daß ihm übel wurde. Bald jedoch beruhigte er sich wieder und nahm an, daß ihm bei dem heftigen Husten irgend ein Gefäß gesprungen sei, welches seiner Zeit schon zuheilen würde.

Als die geeignete Stunde gekommen war, begab er sich zu der bekannten, freundlichen Amtsperson, um sich Auskunft über das nicht versteigerte Unentbehrliche zu holen. Die Amtsperson gab ihm dieselbe nebst einigen wohlgemeinten Ratschlägen, das Unentbehrliche wurde ihm ausgefolgt, und er verkaufte dasselbe alsbald aus freier Hand teils an den unvorsichtigen Schlossermeister, der die vorsichtige Frau hatte, teils an einige Eisen- und andre Trödler. Er sah sich

nun wiederum im Besitze einer, wenn auch winzigen Summe Geldes, welche, wenn er genau rechnete, gerade das Zehr- und Fährgeld zu der Fabrikstadt ergab, wohin er zu reisen vorhatte. Er war nämlich jetzt doch entschlossen, in eine Fabrik als Arbeiter einzutreten, und so packte er denn das Unentbehrlichste, welches er nicht verkauft hatte, in ein Bündel und rüstete sich zu seinem zweiten Auszuge. Zuvor aber machte er noch der Witwe Schreihahn seinen Abschiedsbesuch.

Sie saß wie gestern mit ihrem grünen Augenschirme und dem Gebetbuche in der weißen Kammer, erschrak, als er ihr seinen Vorsatz mitteilte, und suchte ihn von demselben abzubringen. Da er aber auf demselben bestand, so lief sie hinweg, ihm wenigstens etwas Heilsames auf die Reise mitzugeben. Das Buch, in welchem sie gelesen hatte, lag offen auf dem Tische, und Gabriel las nun ebenfalls darin, solange sie abwesend war. Folgendes Gedicht war aufgeschlagen:

Allein, allein, so ganz allein!
Es ist nicht schön, allein zu sein.
O läg' ich unter dem grünen Rasen,
Darauf die zahmen Tierlein grasen,
O läg' ich unter dem grünen Klee,

Da thäte mir kein Auge weh!
Im Waldesgrund, tief unterm Moos,
Da wär' ich aller Sorgen los.
Die Perlen, die roten Korallen,
Sind mir ins Meer gefallen
Und steigen nimmer zur Höh',
O weh!

Allein, allein, so ganz allein!
Es ist nicht schön, allein zu sein.
Das Heute ist, es kam das Gestern,
Und Morgen kommt, drei gleiche Schwestern.
O zieht nur immer rasch davon!
Ich kenn' euch lange, lange schon.
Lang ist die kummervolle Zeit,
Und mir ist allezeit so leid.
Die Perlen, die roten Korallen
Sind mir ins Meer gefallen
Und steigen nimmer zur Höh'.
O weh!

Allein, allein, so ganz allein!
Es ist nicht schön, allein zu sein.
Sieh, Wasserschwall und Erd' und Himmel
Erfüllt von lustigem Gewimmel!
In Wüstenei, in Dorf und Stadt
Der Mensch sein lieb' Gesellschaft hat.

Und ist doch jedes — Gram und Pein! —
Zu jeder Zeit so ganz allein.
Die Perlen, die roten Korallen
Sind mir ins Meer gefallen
Und steigen nimmer zur Höh'.
O weh!

Es folgten noch einige Strophen, welche offenbar von der Tröststeinsamkeit handelten, aber Gabriel zu lesen unmöglich waren, denn die Alte kam zurück und brachte ein kleines, brieffförmiges, stark nach Kräutern duftendes Päckchen, das sie ihm in die Brusttasche steckte und sorglich zu bewahren auftrug, es werde ihm gewiß nützlich sein.

Sie trennten sich mit einem Kusse und die Alte weinte bitterlich. Bis vor das Hausthor gab sie ihm das Geleite, dann ging er vorwärts und sie zurück. Sie war nun wirklich ganz allein in ihrer weißen Kammer.

Noch einen Sprung zu dem lustigen Kellnerburschen, welcher ihm mit der seinem Handwerke eignen Behendigkeit etwas Proviant in das Bündel schob, noch einen Blick auf das Arresthaus und die zwei Fenster, und Gabriel wanderte seinen Weg. Er wollte, wenn möglich, bis in die Fabrikstadt zu Fuß reisen.

Draußen befielen ihn freilich allerlei seltsame Gedanken. Es war schon Spätnachmittag, dabei trüb und regnerisch, und seine Liebe wurde mit jedem Schritte, den er von der Stadt weg that, schwerer. Er trug eine immer wachsende Last, aber wanderte ja mit Sang und Klang: „Allein, allein, so ganz allein!“ und „Die Perlen, die roten Korallen“, das tönte ihm beständig in den Ohren. Todmüde, aber voll des Liedes nahm er endlich in einem Dorfe Herberge und fiel, kaum daß er sich entkleidet hatte, in einen dumpfen, tiefen Schlaf.

* * *

Des folgenden Abends faßte er einen guten Vorsatz. Da er nämlich zwei Männer von dem Städtchen F . . . und dem Wege dahin reden hörte, so nahm er einen Plan, welchen er vor seinem Prozesse lange mit sich herumgetragen hatte, wiederum auf. Er wollte nach F . . . hinüber und Crescenz heimsuchen. Des nächsten Morgens gegen acht Uhr trat er seinen Gang an.

Der Tag war hell und freundlich, Sonnenschein und Thauglitzer überall, die Flur voll

tiefen, glänzenden Grüns, der Wald blau behaucht, und der Guckuck rief eifrig, daß jedermann diese Schönheit anschaue. Fromm und feierlich, wie ein Pilgrim, der, um sich von schwerer Schuld zu lösen, zu einem wunderreichen Gnadenorte fährt, verfolgte er seinen Weg. Auch er wollte sich von einer schweren Schuld lösen, von einer Doppelschuld: daß er die Liebenswerte, Reine mißachtet, verworfen, vergessen habe, um sich ganz und gar ihrer argen Widersacherin zu übergeben. Crescenz war das Gnadenbild, von welchem er Heilung erhoffte, und schon jetzt glaubte er zu fühlen, wie sich das Wunder in seiner Brust vollziehe, und reine, weiße, stille Flammen hoch über die qualmigen, gelben, wildgierigen Feuerzungen der Liebe zu Rosinen emporstiegen.

Er hatte, um nach F . . . zu gelangen, die Hauptstraße verlassen und eine Seitenstraße einschlagen müssen, was ihm, wie er sich sagte, eine Mahnung sein sollte, sich jeglichen Gedankens zu entäußern, den ihm jene eingegeben hatte, und sein Sinnen ganz allein auf das Ziel zu richten, zu welchem ihn diese führte.

So pilgerte er fort, aber seine Schritte wur-

den, je mehr er sich F... näherte, desto langsamer. Er ging jetzt schon an die vier Stunden und doch hatte man ihm den Weg als in dreien überbequemlich zurückzulegen bezeichnet. Und wovon kam jene Pein, welche er nun so stark als je fühlte? Leckten nicht wieder jene gelben Feuerzungen in die Höhe? „Es geschehen keine Wunder mehr!“ sagte er sich in Gedanken.

Das anfänglich sehr breite Thal war nun ziemlich enge, aber auch viel schöner als früher geworden. Ein herrlicher Hochwald stieg mit seinen uralten Bäumen bis hart an die Straße herab und überschattete sie vollständig. Rötlich glänzende, mit langen Moosbärten bewachsene Fichten- und grauliche, von gelbem Flechtenwerke massenhaft bedeckte Tannenstämme standen in bejahrter Schönheit da und spiegelten sich in einer Kette schwarzer Teiche, welche rechts neben der Straße hinlief. An dem ansehnlichsten derselben stand ein zierliches Schlößchen, und der Teich warf dessen Spiegelbild so zurück, daß es mit dem Urbilde zusammen ein einziges, tief in das klarste Wasser eingetauchtes, oben und unten bedachtes Doppelschlößchen gab. — Jetzt kam das Städtchen selbst in Sicht: weiße, freundliche

Häuser in einem tiefen Thalkessel liegend und in Waldes- und Gartengrün weich gebettet. Blickte man in die kurzen Thorwege der Häuser, so sah man beinahe jedesmal den einen oder andern der Kesselberge wie in einem Guckkasten. Gabriel mußte sich gestehen, daß Crescenz ihr Heim wohl gewählt habe. Sehr beklommen fragte er irgend einen Müßiggänger, wo sie wohne. Da müsse er durch den ganzen Ort gehen und noch einmal fragen, war der Bescheid. So ging denn Gabriel in dem Thorpanorama weiter. Ueberall dieselbe Reinlichkeit und heitere Stille, wie an einem Sonntage. „Den Platz hätte ich früher sehen sollen!“ meinte Gabriel. „Vielleicht —“ Das Sonntägliche behagte ihm, er glaubte, hier müßten gute Menschen wohnen.

Es läutete Mittag, als er die letzten Häuser des Städtchens erreichte. Aus einem derselben, einem niedrigen, großfensterigen, durch ein Vorgärtchen von der Straße abgeschlossenen Bau sah er einen Schwarm zwölf- bis fünfzehnjähriger Mädchen kommen, alle mit Strickbeuteln, Täschchen, Körbchen an den Armen oder in den Händen. Er fragte eines derselben nach Crescentias Wohnung. Die Kleine sagte: „Dort!“ und wies

auf dasselbe Haus zurück, aus welchem sie und die übrigen kamen. „Danke!“ antwortete Gabriel, aber wie er jetzt auf das Haus hinsah, hätte er laut auflachen mögen, daß er erst gefragt hatte. Dort stand sie selbst, Crescenz, in einem grauen Kleide mit gelblichen Spitzenaufschlägen und schaute, die linke Hand über den Augen, die Straße herauf, und der Zeigefinger der rechten wickelte an der kurzen, silbernen Uhrkette hin und her, geradeso wie es vor vielen Jahren der andre getrieben hatte. „Crescenz!“ Er hatte sich nicht enthalten können zu rufen.

Sie schaute noch eine Sekunde lang wie früher, dann jauchzte sie beinahe „Gabriel!“ sprang von der Schwelle hinab, flog durch das Gärtchen, die Straße herauf. „Bist du's wirklich?“ Und ehe er noch antworten konnte, hing sie an seinem Halse.

Eine kurze, selige Spanne Zeit ruhten sie aneinander. Dann machte sie sich los und sprach, indem sie ihn mit einem Blicke voll Liebe ansah: „Du hast lange auf dich warten lassen.“

„Auch du!“ antwortete Gabriel und neigte das Haupt.

„Ja!“ versetzte sie. „Aber das soll nun vergessen sein.“

Er schwieg und blickte vor sich auf den Boden hin, sie faßte seine Hand und sagte leise: „Die Sonne brennt, und du bist blaß und müde, die Straße ist nicht freundlich um die Mittagszeit. Drinnen gibt es Rast für dich, und Kühle für uns beide und ein Mahl, das, denk' ich, auch für beide reicht.“

Sie zog ihn ins Haus, nahm ihm sein Bündel ab, öffnete eine Thür und schob ihn in das artigste Stübchen, welches noch jemals mit gelbpolierten Möbeln eingerichtet worden ist und von Reinlichkeit und Reseden geduftet hat.

„Du siehst,“ sagte sie lächelnd, indem sie auf den mit zwei Gedecken bestellten Tisch hinwies, „alles ist bereit!“

„Wußtest du denn vorher, daß ich heute kommen würde?“

Sie errötete wie ein Kind und sagte mit niedergeschlagenen Augen: „Ich setze täglich zwei Gedecke auf.“ Dann schaute sie ihn wieder mit jenem liebevollen Blicke an: „Kann ich dafür, wenn ich es nicht über mich bringe, so ganz allein meine Mahlzeit zu halten?“

Sie eilte in die Küche hinüber, die Speisen zu beschaffen, Gabriel aber setzte sich an den Tisch und stützte den Kopf in die Hand. Er war mit einemmal wieder sehr traurig. „Es geschehen keine Wunder mehr!“ Crescenz kam zurück, ein Brett mit Speisen in den Händen, und ganz rot vor Verlegenheit und Freude. „Du mußt dich heute schon begnügen,“ sagte sie, indem sie das Brett auf den Tisch setzte. „Gedeckt ist wohl für zwei, aber gekocht nur für eines.“

Gabriel zwang sich zu lächeln: „Du bist so freundlich!“

Sie schaute selig drein, als ob sie irgend ein köstliches Geheimnis hätte, und sagte: „Iß, mein Lieber!“

Er faßte von den Speisen auf seinen Teller.

„Mehr! mehr!“ winkte Crescenz.

„Dann bleibt für dich nichts.“

„Sei unbesorgt! Ich bekomme gewiß genug, und übrigens kann ich mir ja dann einen Kaffee kochen.“

Gabriel murmelte irgend etwas, das Crescenz zwar nicht verstand, aber mit einer heiteren Miene begleitete, und nahm sich noch einiges, worauf auch sie eine Kleinigkeit auf ihren Teller gabelte.

Sie schwiegen jetzt. Gabriel bemühte sich im stillen, seine Schwermut zu bemeistern, und Creszenz saß da wie ein kleines Mädchen gegenüber einem großen, verehrten Herrn, von welchem es soeben die prächtigsten Geschenke erhalten hat, die Augen glänzend, die Wangen wie Scharlach und den Mund voll stummer Worte. — Allzulange freilich konnte ihr die traurige Verfassung des Gastes nicht verborgen bleiben. Bald flogen auch über ihr Gesicht die ersten Schatten, die Augen trübten sich, und als sie sich nach einem kurzen Gange in die Küche wiederum an ihrem Platze niederließ, hielt sie die Lippen zusammengepreßt und das Kinn in die Höhe gezogen, was beinahe so aussah wie verhaltenes Weinen.

Gabriel wurde hierüber nicht fröhlicher, aber, um nur irgend etwas zu reden — Crescenz schien ebenso sehnsüchtig wie demütig darauf zu warten — begann er endlich: „Du hast dir wahrhaftig einen schönen Winkel Erde ausgesucht.“

„Gefällt er dir?“

„Ueber die Maßen! Hätte ich ihn früher gekannt, wer weiß, wohin ich gezogen wäre, aber mir scheint, daß ich zu denjenigen gehöre, welche überallhin zu spät kommen.“

„Besser spät, als gar nicht!“

„Oft aber auch: besser gar nicht, als zu spät!“ Er sah, wie Crescenz leicht erblaßte, und fuhr fort: „Weißt du, wann ich das erste Wort von deinem Aufenthalte dahier erfahren habe?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Vor ungefähr einem halben Jahre! Bis zu jenem Tage glaubte ich, es wäre alles beim alten.“

Crescenz schaute ihn groß an und bewegte die Lippen.

„Willst du etwas sagen?“ fragte er.

„Nein! Gar nichts.“

„Du hast doch die Lippen wie zum Reden bewegt.“

„Ich wollte aber nichts sagen. Fahre du nur fort.“

„Wo bin ich nun geblieben?“ Er besann sich einen Augenblick und sprach alsdann: „Solange der Vater lebte, schrieb mir überhaupt niemand. Als er gestorben war, bekam ich regelmäßig Briefe von der Mutter, aber über dich stand nie eine Silbe darin zu lesen.“

„Ich habe sie auf den Knieen gebeten, dir niemals über mich zu schreiben, es wäre denn,

daß du dich selber nach mir erkundigtest. Und sie hat mir das unter einem Eide versprochen.“

Gabriel stand auf, ging in die Zimmerecke, wo der Ofen stand, und stellte sich mit dem Rücken gegen denselben. Crescenz lächelte. Auch er konnte sich, als er das sah, eines Lächelns nicht erwehren: „Du erinnerst dich noch meiner alten Gewohnheit?“ fragte er.

„Ja, und mich freut es, daß du sie noch nicht verlernt hast und es bei mir gerade so machst, wie daheim.“ Wie daheim! Was für einen Klang sie diesem Worte zu geben wußte! Ein ganzer Himmel tönte daraus hervor. Zu spät, zu spät! „Es ist schön daheim,“ sagte er bewegt.

„Ja, sehr!“ — Es war das alte, schöne „Ja sehr“, und sie lachte dazu wie in alter Zeit und war mit einem Schlage wieder ganz heiter geworden. Gabriel schien es, als habe sie mit kindischer Hast die erste beste Gelegenheit ergriffen, sich von traurigen Erinnerungen loszumachen, und glaube nun, bei heiteren angelangt, mit jenen sei es für immer vorbei. Seltsam gerührt von dieser Thorheit, sagte er: „Ich habe mich deswegen nicht nach dir erkundigt, weil ich in dem

Wahne lebte, daß zwar alles wieder ins alte Geleise gebracht sei, aber noch nicht recht eben laufe. Bis es nun soweit gebracht wäre, würdet ihr, so dachte ich, auch wieder von euch hören lassen, oder — auch das war ja möglich — ich sollte überhaupt nicht mehr für euch existieren. Darum ließ ich das Fragen sein."

Crescenz war ernst, beinahe betrübt geworden; plötzlich aber flog wieder ein Schimmer von Heiterkeit über ihr Gesicht und sie fragte, was der Polack mache.

„Der ist tot," antwortete Gabriel.

Sie stand auf, trat an seine Seite, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach: „Du bist wohl sehr einsam gewesen?"

„Ja! Und ich würde mich, wunder wie gefreut haben, etwas von daheim, von dir zu erfahren."

Crescenz ging zur Kommode, zog einen Schub heraus und sagte, indem sie in denselben hineinschaute, gleichsam für sich: „Ich bin stille geblieben vor ihnen und vor dir, mag sein, zu stille. Ich habe deine Mutter abgehalten, dir Nachricht über mich zu geben. Das war vielleicht nicht wohlgethan, aber konnte ich anders? Es

war eine gräßliche Zeit. Alle verachteten mich, und ich hatte ihnen nichts entgegenzuhalten, als meine geheimen Vorsätze, dünne Fäden, an denen ich mich zur Not in die Höhe spannte, die aber niemand sah, als ich, und niemand sehen wollte. Ach es ist so bitter, verachtet zu werden, und ich hätte mich am liebsten in die Erde verkriechen mögen. — Einmal, als es schon zu spät war, nahm mich deine Mutter unter vier Augen vor und fragte mich auf mein Gewissen, was an der Sache sei. Es war das einzige Mal, daß mich überhaupt jemand fragte, und ich gestand ihr alles. Aber sie hatte mir Verschwiegenheit angeloben müssen. Was konnte den andern die Wahrheit helfen, die ihnen so gleichgültig war? Und ich, ich wollte nichts mehr als Fremde und Verborgenheit. Mit allem übrigen sollte es aus sein."

„Und was sagte meine Mutter dazu?" fragte Gabriel.

„Sie fand, daß alles sehr traurig, aber nicht zu ändern sei, und versprach mir noch einmal, dir nie von mir zu schreiben, außer — nun du weißt ja! —"

„Warum das?"

„Nun, ich meinte, daß man dir in diesem Falle eine Auskunft nicht verweigern dürfte, und sie meinte das auch.“ Nach einer kurzen Pause fuhr Crescenz fort: „Du weißt, wie mir bei deiner Abreise von Georgenreuth zu Mute war. So blieb es noch einige Tage, von Michael hörte ich die ganze Zeit über kein Wort. Eines Morgens hatte ich einen schönen Traum. Eine Ziehharmonika spielte in meinen leichten Schlaf hinein, und mir wurde dabei, als ob ich ein Kind wäre. Ich befand mich in einem sonderbaren Walde mit schlanken Bäumen und hohen Farnkräutern, und diese schlugen, wie ich so vor mich hinging, über mir zusammen, aber die Sonne schien hindurch und alles glänzte grün, ja die Sonne selber war wie ein grüner Kristall anzusehen. Ich fühlte mich froh und rein, von Leid und Liebe frei, doch deuchte es mich zugleich, daß ich diese nur vergessen hätte. Ein leiser Nachhall dessen, was ich erlebt hatte, klang noch in mir, doch nicht stärker als das Säuseln der hohen Baumkronen über meinem Haupte und ebenso geheimnisvoll und lieblich. Ich erwachte, aber den ganzen Tag hindurch empfand ich die Lust des Traumes.“ — Sie hielt inne, verließ die Kommode, rückte

einen Fußschemel vor Gabriel, setzte sich darauf, legte die Hände in den Schoß und erzählte weiter: „Als ich heimkam, verging freilich meine Lust gar bald. Niemand kümmerte sich um mich, später aber wurde es ärger, und ich hatte nichts als Vorsätze. Genug, das Uebel fraß immer tiefer, und wir lebten schon lange geschieden, als das Gericht die Trennung aussprach. Etwa ein halbes Jahr vor derselben, da ich mich bereits zur Uebersiedelung hierher rüstete, hatte ich jenes Gespräch mit deiner Mutter. Bald darauf zog ich in meine neue Heimat und lebte da vorerst ganz für mich, indem ich mir die Zeit mit Sticken, Häkeln, Netzen, Lesen und allerlei Gedanken vertrieb. Einmal nun gab es eine Ausstellung von weiblichen Handarbeiten hier im Schulhause. Ich schickte auch von den meinigen welche hin; sie wurden prämiiert, und seitdem baten mich verschiedene Leute, ihren Töchtern Unterricht zu geben. Nach und nach kamen immer mehr Töchter, so daß ich jetzt eine förmliche Schule habe. Daheim hätte mir wohl niemand ein Kind anvertraut. — Du weißt nicht, wie sie mich verachtet haben! Ich brauchte lange, bis ich mich davon erholen konnte. — Wenn sie mich nicht verachtet hätten

— aber es ist gut so! — Was für eine Närrin bin ich," setzte sie nach einer Weile hinzu, „mich der Welt und der Vergangenheit zuliebe mit lauter Wenn und Aber herumzuschlagen! Was sollte aus mir werden, seitdem es mich wie ein Sturm ergriffen hatte?" — Sie lehnte sich zurück, schaute Gabriel ins Gesicht und fragte: „Mein Lieber, willst du mir nichts erzählen?"

„Das ist bald gethan," antwortete er und berichtete in Kürze von dem Niedergange seines Geschäftes, von Michael, dem Prozesse, der Haft, dem Vorsatze in eine Fabrik einzutreten u. s. w. Von Rosinen schwieg er.

Crescenz hatte ihm geneigten Hauptes zugehört. Jetzt lehnte sie sich wieder zurück, blickte ihn freundlich an und fragte, ob er mit seiner Geschichte zu Ende sei.

„Ganz und gar!" antwortete er.

„Laß sie denn zu Ende sein!" sprach sie heiter.

Gabriel blickte, ohne ein Wort zu erwidern, in die gegenüberliegende Ecke der Stube, wo nahe dem Fenster ein mit mannnigfaltigem Grünwerk reichlich besetzter Dreifuß stand. Unter der zahlreichen Gesellschaft einheimischer Feld- und Waldgewächse nahm sich eine fremdländische Pflanze

mit großen, dicken Blättern, in deren dunkles Grün blaßgelbe Sprenkel gleichsam eingeätzt waren, ganz närrisch aus. Auch war es so still dort auf dem Dreifuße, noch stiller als hier beim Ofen, wo es doch schon sehr still war: kein Blatt, kein Zweig, kein Stengelchen, kein Fäserchen regte sich, aber alle schimmerten beinahe durchsichtig vor der Sonne, welche recht freudig auf das zahme Grün blickte. Nur die fremdländische Pflanze machte eine Ausnahme. Ihre Blätter glänzten obenhin wie lackiert, darunter jedoch war tiefer Schatten. Es war etwas an ihnen wie an dem Blicke eines Fieberkranken oder Wahnsinnigen, und eben deshalb nahmen sie sich in der durchscheinenden Gesellschaft so närrisch aus.

Draußen rasselte die Post vorbei. Crescenz erhob sich von ihrem Schemel und sprach, indem sie Gabriel an der Hand faßte: „Gabriel, wärest du, wenn ich dir geschrieben hätte, auch früher gekommen?"

„Ich wollte es, als ich die erste Nachricht über dich erhalten hatte, aber du siehst ja ein, daß es unmöglich war."

„Und bist du gerne gekommen?"

„Ich bin es."

Sie lächelte in sich hinein und sagte leise: „Erst wollte ich mit dem Schreiben warten, bis ich mit dir fertig wäre, und dann — dann wartete ich, bis du selber kämest. Die Zeit war lang, wie lange wohl?“

„Zehn Jahre oder mehr!“

„So lange bist du ausgeblieben, und es ist doch daheim so schön!“

„Daheim?“

„Daheim! Du sagst ja, daß du gern gekommen bist.“

„Gern, aber zu spät! Du weißt doch, wohin ich gehe!“

„Gehen wolltest!“

„Nein, will und muß!“

„Gabriel!“ sagte sie mit weicher Stimme. „Wir sind lange genug um andrer willen einsam und traurig gewesen. Warum willst du nun wieder fort ins Elend und in die Einsamkeit?“

Sie schaute ihm gerade und voll ins Gesicht. Er mußte zu Boden blicken. „Es gibt Menschen,“ antwortete er, „welche dazu verdammt sind, jederzeit allein zu sein, und ich bin vielleicht einer von diesen.“

„Ich weiß eine Zeit, da du nicht so dachtest.“

„Das Leben wird je länger, desto einsamer.“

„Wo hast du diese Weisheit gelernt? Im Gefängnisse?“

„Im Gefängnisse und aus einem alten Erbauungsbuche!“

„Und glaubst du daran?“

„Es ist meine ganze Weisheit.“

Sie schüttelte den Kopf, ließ seine Hand los und sagte mit gepreßter Stimme: „Gabriel, du bist nicht gern gekommen!“ Dann ging sie dem Fenster zu. Dort stand sie zwischen den weißen Vorhängen, groß und schön, und ihr blondes Haar glänzte im Sonnenscheine des Nachmittags. Aber ein andres glänzte noch viel heller! Zu spät! Es geschehen keine Wunder mehr.

So verstrich etwa eine Viertelstunde, da näherte sich Gabriel zitternd und mit unsicheren Schritten ebenfalls dem Fenster und berührte Crescenz an der Schulter. „Laß uns Abschied nehmen!“ sagte er.

Sie wandte sich langsam um, eine kerzengerade, hoheitsvolle Gestalt, aber ihr Antlitz war bleich und starr, und ihre Augen blickten beinahe gespenstisch. „Du gehst?“ sprach sie tonlos.

„Ich gehe!“

„Auf immer?“

„Möge es sich fügen, daß ich wiederkommen kann!“

„Begehrst du das?“

„Von ganzem Herzen!“

„Ich will dich erwarten,“ sagte sie und ging zu der Kommode, welcher sie einen in Seidenpapier gewickelten Gegenstand entnahm. „Gabriel!“ sprach sie, „du gehst ins Elend. Sei mir nicht böse, wenn ich dir diesen Zehrpfennig mitgebe. Es ist alles, was ich für den Augenblick vorrätig habe. Und versprich mir, daß du dich an mich wenden willst, wenn du in Not gerätst!“

„Ich verspreche es dir,“ antwortete Gabriel feierlich. Er nahm den gefüllten Beutel in Empfang, ohne zu erröten, ohne zu danken. Ihm war, als ob er die Gabe durch ein Dankeswort entweihen würde.

Dann hängte er sein Bündel über und ging, von Crescenz begleitet, aus der Stube. Unter der Hausthüre bot sie ihm die Hand und sagte noch einmal: „Vergiß nicht, mich zu benachrichtigen, wenn dir etwas zustoßen sollte!“ —

„Keine Sorge!“ antwortete Gabriel. „Ich bin ja ein Sonntagskind!“ — Sie schieden ohne

Kuß. Er schritt, so rasch er konnte, die Straße hinauf, Crescenz aber schaute ihm nach, so lange er sichtbar blieb. Wie ähnelte er doch seinem Bruder! An Gestalt, an Gang, an Haltung! Freilich müde und gebrochen! — Hätte sie tiefer gesehen, so würde sie gesagt haben: „Auch an Liebe zu dir! Aber müde und gebrochen!“

Sie brauchte nicht lange auf ihn zu warten. Nach einem halben Jahre ungefähr schickte man ihr auf telegraphisches Verlangen den vielgeliebten Gabriel in einem luftdicht verlöteten Metallsarge. Hohe und niedere, äußere und innere Leiden hatten ihn aufgerieben. Er war nach kurzem Krankenlager an der galoppierenden Schwindsucht gestorben und wurde auf Crescentias Wunsch an einem Sonntage zur Erde bestattet. Eine Woche später kam Michael nach F... und soll dem Vernehmen zufolge an dem Grabe viele Thränen vergossen haben. Crescenz aber legte seit der Beerdigung Gabriels die Trauerkleider nicht mehr ab, und da sie einmal von einem Bekannten gefragt wurde, warum sie noch immer schwarz gehe, so antwortete sie: weil sie ganz allein sei und ihren Sonntag verloren habe.